

aus
politik
und
zeit
geschichte

beilage
zur
wochen
zeitung
das parlament

Lothar von Balluseck

Zum Exodus Jugendlicher

Jürgen-K. Zabel

Jugend und Militär

Zur Sozialgeschichte militärischer
Erziehungsinstitutionen
in Deutschland

Alfred Heggen

Moderne Geschichtswissenschaft
und Technik

ISSN 0479-611 X

B 30/79

28. Juli 1979

Lothar von Balluseck, geb. 1906, Vertragsberater politischer Institutionen, Mitinhaber eines Verlags, Gründungsmitglied der „Aktion Gemeinsinn“, Gründer der „Godesberger Gespräche“. Stand schon früh mit führenden Psychoanalytikern wie Siegfried Bernfeld, Ruth Benedict und Wilhelm Reich in Verbindung. Seine psychoanalytische Tätigkeit begann 1932 mit Studien und der Behandlung verhaltensgestörter Jugendlicher in dem Provinzialerziehungsheim Göttingen.

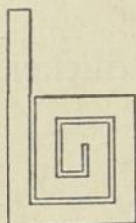
Veröffentlichungen u. a.: Deutsche über Deutschland. Zeugnisse deutscher Selbstkritik, 1946; Dichter im Dienst. Der sozialistische Realismus in der deutschen Literatur, 1963²; Literatur und Ideologie. Zu den literaturpolitischen Auseinandersetzungen seit dem VI. Parteitag der SED, 1963; Frei sein wie die Väter ...? Eine Geschichte der Freiheit in Deutschland, 1974¹⁰; „Selbstmord“ — Tatsachen, Probleme, Tabus, Praktiken, 1965; Gold und Blech — nicht nur aus dem Apolitischen Stich- und Schlagwortschatz, 1969; Bilder — Idole — Ideale. Vermutungen und Skizzen über die Welt der Bilder und die politische Welt, 1971; Die guten und die bösen Deutschen, 1972; Auto heute, 1974; Er-Läuterungen für Deutsche, 1975; Auf Tod und Leben — Letzte Dämmerungen für Deutschland, 1977; Gedanken zur Verursachung und zur sozialen Therapie antigesellschaftlichen Protests, in: Extremismus im demokratischen Rechtsstaat, Band 122 der Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, hrsg. von Manfred Funke, 1978.

Jürgen-K. Zabel, Dipl.-Päd., geb. 1940; Studium der Erziehungswissenschaft, Geschichte, Soziologie und Psychologie an der Pädagogischen Hochschule Rheinland, Abt. Köln und Bonn; seit 1978 Lehrstabsoffizier an einer Fachschule der Bundeswehr.

Veröffentlichung: Das preußische Kadettenkorps. Militärische Jugenderziehung als Herrschaftsmittel im preußischen Militärsystem, Frankfurt/M. 1978.

Alfred Heggen, Dr. phil., geb. 1949; Studium der Fächer Geschichte, Germanistik, Pädagogik und Philosophie an der Ruhruniversität Bochum; seit 1974 im höheren Schuldienst an der Holstenschule Neumünster.

Veröffentlichungen u. a.: Erfindungsschutz und Industrialisierung in Preußen 1793 bis 1877, Göttingen 1975, zgl. Diss. Bochum 1974; Technikgeschichte und Geschichtsunterricht, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 26, 1975, S. 749—770; Zur parlamentarischen Vorgeschichte des Reichspatentgesetzes von 1877, in: Gewerblicher Rechtsschutz und Urheberrecht 1977, Sonderheft Juni: Ein Jahrhundert gewerblicher Rechtsschutz; Staat und Wirtschaft im Fürstentum Paderborn im 18. Jahrhundert, Paderborn 1978 (= Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte Bd. 17); Wirtschafts-, Sozial- und Technikgeschichte im Geschichtsunterricht der Sekundarstufe II — Ein Kursmodell, in: Technikgeschichte 45, 1978, S. 321—335.



Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn/Rhein.

Leitender Redakteur: Dr. Enno Bartels. Redaktionsmitglieder: Paul Lang, Dr. Gerd Renken, Dr. Klaus W. Wippermann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstr. 61—65, 5500 Trier, Tel. 06 51/4 61 71, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 12,60 vierteljährlich (einschließlich DM 0,72 Mehrwertsteuer) bei Postzustellung;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,— zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Zum Exodus Jugendlicher

„Deutschland . . . befindet sich in einer paradoxen Situation: es wird weder wegen seines sozialdemokratischen Menschentyps geliebt werden noch wegen seiner Ordnung oder seines Reichtums, sondern wegen jener Legion von Ruhestörern, die das Land zu unterschätzen tendiert.“

Nicole Casanova anlässlich der Wahl des Europäischen Parlaments in der Sonderausgabe der Zeitschrift *le Nouvelles Litteraires*

Es gab in menschlichen und tierischen Gemeinschaften schon immer „Ausscherer“ — kranke Individuen, die ausgestoßen wurden, oder andere, die sich aus eigenem Antrieb absetzten. Wer sich gezwungenermaßen oder freiwillig absonderte, wurde von Anfang an diskriminiert: die verwandtschaftliche Beziehung des Stammwortes „Sonder“ (Absonderung, Aussonderung) zu Sünde belegt das unmißverständlich. Aber es hat bis in die neuere Geschichte hinein keine Absetzbewegung gegeben, die ein Gemeinwesen hätte

tangieren können. Dieses Phänomen gehört allein der Neuzeit an.

Erst da wird bei mehr und mehr Einzelwesen der Wunsch nach jener Freiheit lebendig, die mit dem Begriff der „Freizeit“ gekoppelt ist. Gewiß, auch früher war man froh, der Härte von Fron und anderen Plagen entkommen zu können. Man machte „Feierabend“, feierte, trank, sang und betete gemeinsam. Kein Gedanke an „Ferien vom Ich“, an Freizeitprobleme.

Zwangsintegrationen in früherer Zeit

Jede Neigung, sich der *res publica* zu entziehen, wurde beargwöhnt und unterdrückt. Noch im 17. Jahrhundert galt bei den französischen Königen die depressive Verstimmung von Untertanen logischerweise als Renitenz: der Depressive ist ja durch seine Umgebung bedrückt, steht also im Widerspruch zu ihr, statt in ihr aufzugehen. Die Bezeichnung „Eigenbrötelei“ diffamiert solche Haltungen. Abtrünnigkeiten dieser Art stellten sich erst mit der Emanzipation der Kunst und der Wissenschaft von der Religion ein und mit den Umwälzungen der Renaissance. Das damals um sich greifende Unabhängigkeitsstreben der Kunst begann mit „pathologischen“ Ausfällen aus der Sozietät: Die Verzweiflung des alternenden, dem Trinken zugewandten Rembrandt mag als Beispiel dafür stehen. Erst allmählich stellte sich die Kunst, mit Adorno zu sprechen, als subversive „Bewegung gegen die Gesellschaft“ dar — in Deutschland etwa mit dem Hainbund, den „Räubern“ und dem „Götz“. Am deutlichsten wird dies in der Romantik, vielleicht der revolutionärsten deutschen Bewegung: die vollständige Abkehr

von einer Gegenwart, die nichts Gutes verspricht, und die rettende Hinwendung zu den Ausgangspunkten der Geschichte, zum Goldenen Zeitalter.

Die Romantik prangert nicht irgendwelche Mißstände an, kämpft nicht gegen eine Klassenherrschaft, sondern schafft sich eine jedem Zugriff von außen verschlossene Traumwirklichkeit. Die Realität, die sie vorfindet, lehnt sie von Grund auf ab, verfremdet sie durch das Mittel der Ironie, entzieht sich ihr auf der Suche nach der Blauen Blume in die Unangreifbarkeit der Nacht. Auf Gesellschaftliches bezogen ist eigentlich nur die Zukunftsschwärmerei von einer konfliktlosen Gesellschaft, einem christlich vereinten Europa, in dem Religion, Dichtung, Wissenschaft und Macht eine unauflösbare Einheit bilden.

Aus diesen vergleichsweise harmlosen Außenenseitern der Gesellschaft wird schließlich der *poète maudit*, der in seinen »saisons d'enfer« alles Leid der Menschheit ohne Hoffnung auf Erlösung erfährt. Er meidet die „Menge“ — und sie ihn. Bestenfalls billigt sie

ihm eine als „Künstlerfreiheit“ etikettierte Narrenfreiheit zu. (Daß die gängigen Autoren und Künstler unserer Tage sich der Gesellschaft wieder zuwenden, sie recht harmo-

nisch verbessern wollen, soll hier nicht weiter begründet werden: wahrscheinlich gibt es Anlaß zur Sorge um die Autonomie der Kunst von morgen.)

Über Isolierungen durch die Majorität

Daß sich einzelne und Gruppen gegen die Allgemeinheit empören, als Aufrührer Verdecktes aufrühren, oder sich vom Ganzen lossagen, korreliert mit einem dem entgegengesetzten Vorgang, nämlich der Isolierung einzelner oder ganzer Bevölkerungsschichten durch die Majorität — auch dies Charakteristika der Neuzeit. Man macht sich von den Belastungen durch „Irre“ und Irre mittels Isolierungen in Anstalten frei¹⁾. (Wir sollten hier keinen Vergangenheitskult pflegen. Gewiß, auch der Dorftrottel gehört dem Kirchenspiel an. Aber aus vielen Quellen wissen wir, daß das ganz und gar nicht Gemeinschaftsfähige immer schon ausgesetzt, eingesperrt, getötet wurde. Andererseits: Erst in der Neuzeit wurde die Aussperrung institutionalisiert.) Ebenso werden die Alten durch Unterbringung in Heimen aus dem Leben der Allgemeinheit abgedrängt. Als symptomatisch für diese Auflösungserscheinungen sind auch die zunehmenden Existenzschwierigkeiten zu nennen, unter denen kinderreiche Familien zu leiden haben. Vergleichbare Prozesse signalisiert die massenhafte Schaffung von Kindergärten und Kindertagesstätten: auch die Familie als „kleinste Zelle“ des Gemeinwesens exmittiert nach Möglichkeit, was das Getriebe stört. Dies geschieht zwar unter Zwang — dem des materiellen Notstandes oder dem der Leistungsprinzipien der modernen Konsumgesellschaft —, aber es geschieht.

Wenn die Gesellschaft, entsprechend dem Gesetz, nach dem sie angetreten, so in partikuläre Einheiten zerfällt, wenn sie ihre Bindungen zu denen, die an sie gebunden sind, löst, muß dies in einer Wechselbeziehung zu der Desintegration stehen, von der jetzt zu reden ist: daß der von der Majorität überlaut bedauerte Absetztrend parallel zu den erwähnten Spaltprozessen verläuft und so verstanden werden muß.

Ein besonderes Verständnis dafür darf bei Menschen vorausgesetzt werden, die selbst von den gegebenen Verhältnissen bedrückt sind. Dem Depressiven fällt es vor allen anderen am leichtesten, zu Randgruppen Brücken zu schlagen.

„Die naive Selbstsicherheit jener kompakten Normalität, für die Depression nur eine Krankheitsbezeichnung ist, läßt sich wie alle geistige Dickfelligkeit als Selbstschutz gegen sonst unerträgliche Lebensumstände der Zeit erklären, als wesentlich defensiv wie jede Eingelung. So registriert man mit der Fundiertheit eines Kartenhauses redliche Meinungen über die Sinnlosigkeit des Daseins schlicht als Krankheitssymptome. Auch Unlust am organisierten Vergnügungsleben der Gesellschaft, die Nichtteilnahme an den Tagesgesprächen der Welt, das Unvermögen, die ‚Großen der Welt‘ ernst zu nehmen oder ihnen zu glauben, gelten eher als Krankheitsmerkmale... Als nahezu sicheres Indiz für Pathologisches wird jener Rückzug in die Isolierung angesehen, den Buddha von seinen Jüngern fordert: ‚Allein nur wie das Nashorn sollst Du wandern‘.

Wirklichkeitsfremde Realisten — Psychologen, Pädagogen, Politiker — prädikalisieren als ‚gesund‘ vorzugsweise Schwachsinnige, die an überholten und gefährlichen Vorstellungen und Dingen hängen: an illusionären Gemeinschaften, freudiger Berufsausübung ohne Berufung, an der Blindheit optimistischer Zuversicht und vielen Unglaublickeiten mehr. Niemand fragt ein derart verkümmertes Wesen, wie seiner Neigung beizukommen ist, Kompetenzansprüche autoritativer Stellen anzuerkennen. Warum es Befriedigung darin findet, Wählern oder Kunden Sand in die Augen und der Konkurrenz ins Getriebe zu streuen. Warum es eine Als-ob-Existenz abseits von seinen Neigungen, Träumen und Bedürfnissen führt, eine kümmerliche Form der Existenz mit krankhaft reduziertem Tonus von Geist und Seele?“ (Lothar von Balluseck, Selbstmord, Bad Godesberg 1965).

Eine internationale Bewegung meist jüngerer Menschen macht den Nationen, vor allem den kapitalistischen Industriestaaten, zu schaffen — der Exodus aus der Gesellschaft. Diese Jugend tritt aus ihrer jeweiligen Sozietät aus, wird unintegrierbar oder tritt ihr erst gar nicht bei.

Das Nein zu dem, was ist, wird sehr verschieden artikuliert. Es findet Ausdruck im Lallen und Stammeln der Alkohol- und Drogensüchtigen, im Vokabular der alternativen Gruppen, im Slang der Rocker, in den meditativen Beschwörungen entrückter Sektenmitglieder und der unter Sympathisanten und Anarchisten üblichen Phraseologie. Manche geben sich pathetisch, manche mystisch, wieder andere cool, querulierend, explosiv, lethargisch oder ekstatisch im amüsischen Stakkato des Diskotheken-Sounds. Aber diese Polyphonie mündet in einen Einklang: im totalen Nein.

Dabei kann vielleicht schwer unterschieden werden zwischen der radikalen Abkehr vom Bestehenden, der von Herbert Marcuse angekündigten „großen Weigerung“ der sechziger Jahre, und den heutigen Extremisten, die schon deshalb der Gesellschaft zugewendet sind, weil sie deren Mißstände revolutionär beseitigen wollen.

Über das, was diese Weltbewegung auslöst, ist so viel Verschiedenes gesagt worden, daß hier auf eine weitere Untersuchung der Zusammenhänge zwischen Sozietät und Individuum, der Diskrepanz zwischen der objektiven Realität und den individuellen Bedürfnissen verzichtet werden kann.

Individualpsychologische Folgerungen

Aber vielleicht ergeben sich durch kurze Zustandsschilderungen Einsichten und weiterführende Konsequenzen. Dabei gehe ich von einer Prämisse aus, für die viel Erfahrung spricht: Die Abkehr scheint vielfach in einer Korrelation zu einem pubertären Status der jungen Menschen zu stehen. Dies hat mit unserer „vaterlosen Gesellschaft“ zu tun, die anstelle des autoritären und der Welt gewachsenen Familienvaters und Haushaltsvorstands männliche Wesen hervorbringt, deren Wertgefüge erschüttert, deren soziale Position ungesichert und deren Funktion als maßgebende Instanz bei der Erziehung auf ein Minimum reduziert ist: der nach Hause kommende, streßgeplagte Vater hat weder Neigung noch Kraft noch Fähigkeit, den Kindern Richtungweisendes zu vermitteln. Die Ich-Ideal-Entwicklung des Kindes wird gestört; es wird auf seine ursprünglichen, narzistischen Neigungen zurückgeworfen und so, auch während des Heranwachsens, weiter durch infantile Haltungen bestimmt. Die moderne Psychologie hat den Nachweis erbracht, daß dabei den Fixierungen an die Vorstellung von einer omnipotenten Mutterfigur besonderes Gewicht zukommt.

Man könnte meinen, das derart unterentwickelte Ich sei auf Wärme, Ermutigung und Ausgleich bei einem reiferen, also ich-stärkeren Partner aus. Aber seine Selbstbezogenheit nimmt ihm die Ansatzmöglichkeiten zur Aufnahme einer Partnerschaft, die den gan-

zen Menschen fordert, und damit auch die Fähigkeit und den Impetus zur psychischen Weiterentwicklung. Dem jungen Menschen könnte Unerträgliches geschehen — die Erkenntnis seiner inneren Situation. So sucht er eher und sehr frühzeitig Bestätigung bei einem Gleichaltrigen, dessen Status dem seinen weitestmöglich entspricht.

Die durch gemeinsame Ich-Schwäche bestimmte Zweierbeziehung kann naturgemäß kein wesentliches Mehr an Sicherheit ergeben. Dieses Defizit wird erst durch die Zuflucht in ein Kollektiv kompensiert, dem man sich willig und blind unterordnet. Völlige Unterordnung bietet in unserer demokratisierten, auf Mitbestimmung gerichteten Welt nur eine von der Allgemeinheit nicht absorbierte Gemeinschaft. In diesem Rahmen werden die emanzipatorischen Bewegungen der letzten Jahrzehnte vielleicht nicht zu Ende, gewiß aber ad absurdum geführt. Persönlichkeitsentfaltung, das eigentliche Ideal der Frauenemanzipation, gehört gewiß nicht zu den Zielvorstellungen von Mädchen in einer nivellierenden Kumpanei.

Zwar: sexuell geschieht, was Spaß macht; die sexuelle Repression, wie sie bis in unser Jahrhundert hinein eines Sinnes von politisch Reaktionären wie Progressiven geübt wurde, findet nicht mehr statt. Aber die Früchte der sexuellen Revolution sind kümmerlich. Gewiß ist die Forderung Freuds nach Sublimierung durch Sexualverdrängung durch die

nach Enttabuisierung der Sexualität weitgehend abgelöst worden. Und wirklich wurde die damit einhergehende Lockerung von den Fesseln des Triebverzichts und vom Zwang verlogener Konventionen von denen, die die frohe Botschaft vernahmen, als Erlösung und als Verheißung für eine weniger bedrückende Zukunft aufgenommen. Nur: diese Menschen waren „erwachsen“, sie hatten durch die Auseinandersetzung mit noch leidlich intakten Vaterimages Prägungen der Persönlichkeit erfahren. Die so gewonnene Ich-Bildung befähigte sie großenteils, exklusive Bindungen einzugehen. An sie, die im wesentlichen nicht diese Merkmale seelischer Unterent-

wicklung aufwiesen, waren die Appelle für die Emanzipation der Frau und die sexuelle Befreiung gerichtet. Die sexuelle Verkümmern und die Entwicklungsstörungen der out-drops konnte man noch nicht vor Augen haben. Die Prophezeiung von Wilhelm Reich: „Sublimierung und Sexualbefriedigung sind keine Gegensätze, wohl aber Sublimierung und unbefriedigende Sexualbetätigung“ erweist sich hier als Ausdruck eines in der vergleichsweise heilen lost generation lebendigen Wunschenkens. In der Folgegeneration jedenfalls entfällt Sexualität als sozialisierender Faktor im Sinne linksbürgerlichen Harmoniestrebens.

Zum Vergleich: Die Jahre nach dem ersten Weltkrieg

Gegen diese Überlegungen ließe sich der Einwand erheben, daß der Verlust von zwei Millionen Toten des Ersten Weltkrieges in Deutschland doch wohl ähnliche Folgephänomene, daß der Ausfall dieser potentiellen oder wirklichen Väter auch vergleichbare Verhältnisse wie die unsrigen hätte zeitigen müssen. An dieser Analogie stimmt Entscheidendes nicht. Die Weimarer Republik brachte keine erhebliche Veränderung der psychosozialen Strukturen. Die Vaterimages waren nur unerheblich lädiert: auf den Kaiser folgten Leitfiguren wie der Patriarch Hindenburg und der zum bösen Ende herbeigesehnte „starke Mann“ Hitler.

Männerbünde wie die Freikorps, die verschiedenen Frontkämpferverbände und schließlich SA und SS beherrschten nicht nur die „vaterländische“ Szenerie: an den deutschen Mann, ob rot, braun oder wie auch immer gesonnen, konnte man sich halten. Zu ihm sah man auf, und es war seine, war „Männersache“, wenn es Wichtiges zu entscheiden gab.

Zum Aufstand gegen dieses Patriarchat gehörte extremer Wagemut — er fand vorerst in der Kunst und in der Literatur statt, nicht zu vergessen die schockierenden Karikaturen von George Grosz und das Schauspiel „Revolution im Erziehungsheim“ des ehemaligen Freikorpskämpfers Peter Martin Lampel, das kurz vor 1933 die deutschen Bühnen eroberte.

Im übrigen machte man nach dem Abklingen der pubertären Turbulenzen mit der autoritären Umwelt seinen mehr oder minder faulen Frieden. In ihr galt es, „seinen Mann“ zu ste-

hen. Die Ich-Bildung, die sich im spannungsvollen Widerspiel von Auseinandersetzung und Identifikation mit ihr formte, war definitiv abgeschlossen, wenn man es so weit gebracht hatte — so weit wie möglich von den ursprünglichen Impulsen. Immerhin fand die heilsame Unruhe von Kunst und Literatur — diese wurden bald von aufgeschreckten Ba-nausen als „zersetzend“ prädikatisiert — allmählich in den Großstädten Resonanz.

So bildete sich in Berlin, das damit zur geistigen Hauptstadt Europas wurde, weit über die intellektuelle Prominenz hinaus ein großer Kreis, wo man sich vom Althergebrachten freimachte. Mit Tabus wurde radikal gebrochen. Probleme, mit denen sich die Bundesrepublik bis in die siebziger Jahre hinein quälte — Homosexualität und „freie Liebe“, die Gleichberechtigung der Frau und die Abtreibung, die antiautoritäre Erziehung —, hatten jeden Problemcharakter verloren. Es war selbstverständlich, daß man auch innenpolitisch für die Befreiung von Zwängen eintrat. Aber zunächst und vor allem wurde das eigene Leben frei gestaltet.

Für die im Leben durch die alten Fesseln Frustrierten war das mehr als ein Affront, es war unerträglich. Das mobilisierte Gegenkräfte. Als denen aus dem braunen Lager die Machtergreifung gelang, zerstörten sie mit der aggressiven Gewalt derer, die sich existentiell bedroht fühlen, diese Blüte der Goldenen Zwanziger Jahre. Aber diese Reaktion in ihrer Männlichkeit aufgeschauelter Spießbürger trug deutlich psychotische Züge. Im Männlichkeitswahn des Dritten Reiches fand

die maskuline Dominanz so ihren Höhepunkt. Ihm verfiel großenteils auch die Jugend, die, pro oder kontra, in unvergleichlich größerem

Ausmaß als heute politisch engagiert war: es gab so gut wie keine „Aussteiger“ in andere Welten.

Nach 1945: die Leitbilder verblassen

1945 führte den Anspruch des Herrenmenschtums ad absurdum, verwandelte das heroisierte Mannsbild in gänzlich verunsicherte Menschen männlichen Geschlechts. Diese Metamorphose ließ sich später nicht rückgängig machen; die Restauration zum „Herrn im Hause“ glückte nie vollkommen.

Kaum je konnte der „Haushaltsvorstand“ das fraglose Leitbild der Heranwachsenden abgeben. Für sie, vor allem für die männliche Jugend, hatte diese Götterdämmerung unmittelbare Folgen. Ihr wurden nun in Familie und Schule nicht jene Koordinaten gesetzt, nach denen oder gegen die sie sich orientieren konnte. Hatte ihre Ich-Bildung bisher unter der diktatorischen Vormundschaft der Älteren gelitten, so wurde sie jetzt durch das Ausbleiben vorgegebener Leitlinien geschädigt. Ausblieb damit das für das seelische Wachstum offensichtlich unerläßliche Kämpfen um, für und gegen diese Vorgaben. Und damit war dem im Werden befindlichen Ich ein Stück Nährboden entzogen. Es darf nie zu viel und nie zu wenig Vater geben.

Als Antipoden der Leistungsgesellschaft entziehen sich die „out-drops“, wo irgend möglich, jedem mit Mühsal verbundenen Anspruch. Das erklärt ihre Vorliebe für das Bild gegenüber dem gedruckten Wort; am liebsten wird die Strapaze des Lesens vermieden, wie bei der Lektüre von Comics. Dem Film und dem Fernsehen wird eindeutig der Vorzug gegeben, da sie unkompliziert Emotionelles bieten, etwa Sexfilme oder die Gewalttätigkeiten der Krimi- und Horrorserien. Die Primitivität des Disco-Sounds stellt dazu die musikalische Parallele. (Ganz entgegengesetzt verläuft der allgemeine Trend, nämlich zur nostalgischen Rückschau, zur Wiederentdeckung des „Schönen“ in Kunst und Literatur; er wird auch sichtbar in dem Boom der vorimpressionistischen, sentimental Malerei auf dem internationalen Kunstmarkt und ähnlichen Indizien der Ausweglosigkeit.)

Für den unvermeidlichen „sozialen Unterbau“ geschieht das Unumgängliche; Befriedigung durch derart erbrachte Leistungen, etwa für den Broterwerb, stellt sich nicht ein. An die Stelle nicht erstrebter Statussymbole tritt ein

Maximum an angepaßter Uniformität. Man ist eifrig bemüht, den Anderen in der Gruppe bis hin zur Redensart, zur Mimik und zum Habitus zu gleichen.

Die Einstellung zu den traditionellen Gemeinschaften — Verbänden, Parteien, Kirchen — schwankt zwischen Wurschtigkeit und Verachtung. Die „politisch relevanten“ Kräfte entraten hier jeglicher Relevanz. Das gilt folgerichtig auch für das Gemeinwesen Staat. Wenn Theodor Heuss von dem Staat als einer „Zwangsjacke“ sprach, meinte er eine Institution, deren Notwendigkeit von allen eingesehen und deren Fesseln von allen getragen werden mußten. Jetzt werden diese Fesseln abgeschüttelt. Von Engagement ist keine Rede; dies wird eher erweckt durch Krimis, Western und Horrorfilme, die modernen Märchen mit der starken sado-masochistischen Komponente, die vorzüglich dem Pubertären eignet.

So viel Unfertiges, Infantiles, Verdrängtes — es wird hier ohne die Neigung zur Diskriminierung geschildert. Denn zu dem Befund eines verzerrten Realitätsbildes gesellt sich auffällig oft eine schockierende Schärfe bei der Wahrnehmung eben dieser Realität. So werden schlimme Gegebenheiten und Aussichten von Gegenwart und Zukunft eigentlich nur dort mit jener Deutlichkeit registriert, die der konformistischen Majorität abgeht. Ihre optimistische Grundstimmung weicht nur sehr allmählich angesichts des ständig gesteigerten globalen Wirkungspotentials der Vernichtungstechnologien, der Angst vor Weltkatastrophen. Es sind nicht Cassandra-Rufe, die diese Vision beschwören; Cassandra sagte nur Ereignisse voraus, die sie mit ihrem Gesichtsfeld erfaßte — den Tod, das Einstürzen und den Zusammenbruch des unmittelbar Präsenten, von Menschen, Mauern und Reichen. Die heute um sich greifende Atmosphäre erinnert eher an mittelalterliche Weltuntergangsstimmungen, als viele das Herannahen des Jüngsten Gerichts und das Ende aller Tage befürchteten. Für das sogenannte Positive, für Zuversicht und Optimismus bleibt da wenig Raum. Die Verlockung zum „Mitmachen“ findet kein Gehör.

Über Sucht

Sucht, insbesondere der Alkoholismus, ist nicht erst eine Erscheinung unserer Tage; die von ihr Befallenen gelten im traditionellen Sinne als krank, und ein Eingehen auf ihre Lage ist kaum ohne psychologische und medizinische Fachkenntnis möglich. Trotzdem gehört sie zu diesem Thema: Wer ihr erliegt, flieht vor der Realität. (Und es gab auch in früheren Zeitläuften gute Gründe dazu. So erklärt es sich wohl, daß immer schon signifikant viele Menschen mit gesteigertem Wahrnehmungsvermögen, also Künstler und Intellektuelle, sich der Sucht ergaben; ihr Erleben dieser Welt ging über ihre Kraft.)

Der Rückfall des Süchtigen in die narzistische Regression ist vollständiger als bei den anderen Gruppen: Er zielt auf existentielle Auslöschung; bei den anderen herrscht „nur“ eine Tendenz zur konfliktbefreienden Entmündigung vor. Man will so leichter leben und sterben. Aber schließlich ist jeder Suizid auch eine Antwort auf Umwelt und Zeit.

Wer sich so in eine innere Emigration begibt, ist gegenüber Appellen der staatsbürgerlichen Rason völlig unzugänglich. (Das ist kein vertretbarer Grund, sich gegen ihn abzugrenzen.) Er hat sich davongemacht, weil ihn niemand daran gehindert hat. Jetzt bedarf er vor allem der Therapie.

Entgegen der landläufigen Meinung gehören die Suizidären nicht zu den Aussteigergruppen dieser Jahre: es gab sie schon immer. Werther legte Hand an sich, als ihn Katastrophen überwältigten, die wir als temporäre Schwierigkeiten bezeichnen würden. Und nicht jeder Suizid ist als anklagende oder kapitulierende Antwort auf gesellschaftliche Unzumutbarkeiten zu verstehen; es sei nur auf rein individuelle Gründe dafür verwiesen,

wie den überwältigenden Körperschmerz einer Krankheit, die keine Hoffnung läßt. Was sollte eine konfliktlose Idealgesellschaft daran ändern? Dieses Nein ist anders motiviert als das suizidbereiter Jugendlicher.

Während sterbewillige Alte sich stumm verhüllen, wird beim jugendlichen Freitod ein demonstratives Element deutlich, oft als Anklage gegen die als verständnislos erlebte Umwelt. Mit ihr kommuniziert man also noch im Sterbedokument vorwurfsvoll im Sinne eines „Dahin habt ihr es gebracht mit mir“ (und nie eines „Dahin habe ich es mit mir gebracht“).

Manche scheiden aus scheinbar geringfügigem Anlaß aus dem Leben. Aber hinter der unzureichenden Examensnote steht die Über-Ich-Instanz des Lehrers, hinter dem Tod aus Liebeskummer das frustrierend erlebte Elternhaus — Personifizierungen des Krisenherdes Erwachsenenwelt. An ihr rächt man sich („Da seht ihr, was ihr angerichtet habt!“); gegen sie erhebt man den denkbar schärfsten Protest.

In allen Fällen „sollte man, statt sich um Diagnosen zu bemühen, eine letzte Lebensäußerung respektieren, hinter der oft Tragik und manchmal Größe steht. Daß dabei auch Krankheitsbilder depressiver Art oder euphorische Zustände auftreten, ist dann nur eine sekundäre, nicht ursächliche Erscheinung. In dieser Lage wird unerbetenes ärztliches Bemühen als Einmischung in die private Sphäre abgewiesen, zumal dann, wenn versucht wird, an der Schlußbilanz eines Lebens beschönigende Fälschungen vorzunehmen. Tragik entzieht sich jeder Therapie und Rechtsprechung.“ (Lothar von Balluseck, Selbstmord, Bad Godesberg 1965)

Die Faszination der Sekten

Viel wird von den Jüngern der gut vermarkteteten Sekten gefordert: Selbstentäußerung, die Fähigkeit zur Meditation, missionarische Aktivitäten. (Auch die Prostitution zugunsten des Sektenetats ist eine „heilige“ Pflicht.) Ihre eigentliche Attraktivität begründet sich jedoch durch die Geborgenheit, die sie dem kindlich geliebten Gemüt verheißen. Der oft obligatorische Verzicht auf Sexuali-

tät fällt da nicht schwer: man genießt das „süße Gift“ der Askese. Die infantile Persönlichkeitsstruktur der Mitglieder wird in keiner Weise gefährdet, blinder Glaube ist geboten, kritische Reflexion ausgeschlossen. Allerdings wird in einigen Subkulturen „Gesellschaftliches“ angestrebt — in der Auseinandersetzung mit dem Weltrisiko Kernenergie, mit einer freilich sektiererisch

anmutenden Bemühung um Krebsvorsorge und natürliche Ernährung. Die Tendenz zu solcher korrektiven Hinwendung auf die Allgemeinheit scheint in einigen Sekten zu wachsen. Aber auch das geschieht in völliger Unterordnung unter den jeweiligen Tuan, Guru oder Swami. Man ergibt sich — als Nachholbedarf aus der Kindheit, in der es an solchen Figurinen fehlte — einer übermächtigen Vaterimago.

Daß die Neigung zur *anarchistischen Gewaltbereitschaft* die Projektion der eigenen Konflikte auf die Gesellschaft voraussetzt, daß sie auf engster Haßbildung zu dieser beruht, ist heute unumstritten. Das Ich-Ideal ist hier weiterentwickelt als im narzistischen Laissez-faire der oben genannten Kommunen. Trotzdem ist es in seiner unrealistischen Rigidität, die an die Umwelt unerfüllbare Anforderungen stellt, ich-fremd. Diese Überstrenge eines Alles oder Nichts wäre für das Selbstwertgefühl des Betroffenen unerträglich, wenn er seine extrem überhöhten Maßstäbe nicht auf die Außenwelt übertragen könnte. Dazu verhilft ihm die Gemeinschaft mit Gleichgesinnten, in der er wie die Sektenanhänger sein narzistisches Bedürfnis nach fragloser Geborgenheit befriedigen kann. Er ist Opfer seiner nicht bewältigten psychischen Situation; diese und nicht die der Welt ist ihm in Wirklichkeit unerträglich. Dafür spricht schließlich auch, daß er sich bei der Partnerwahl ähnlich wie die Kommunemitglieder verhält. Das „kaputte“ Mädchen spricht ihn an, und vice versa. Die eigentlichen Bindungen gehören der Gruppe.

Es ist die vaterlose Gesellschaft unserer Tage und Breiten, die politischen Extremismus hervorbringt, nicht soziales Elend und Ausbeutung (das Manchestertum brachte keinen Anarchismus hervor!). Auf den marxistischen Hokusfokus, wonach Anarchismus automatisch durch Elend und Ausbeutung ausgelöst wird, braucht für den deutschen Leser wohl kaum eingegangen zu werden: die spektakulären Aktivitäten der Baader-Meinhof fielen zeitlich mit dem „Wirtschaftswunder“ zusammen. Auch die totalitären Diktaturen (Hitler und Stalin) haben keine Gewalttaten radikaler Systemveränderer motiviert.

Gemeinden so obskurer Art bilden sich, wo es an Gemeinschaftlichkeit mangelt. Diesen Wir-Bedürftigen mit dem Hinweis auf andere Bindungsmöglichkeiten zu begegnen, ist deshalb so aussichtslos, weil auf Irrationalität gegründete Sekten ungleich enger als diese binden. So bleibt dem um „Bekehrung“ Bemühten nichts als die Sisyphosarbeit, die aus dem „Aussengeleiteten“ einen leidlich autonomen Menschen macht.

Anarchistische Gewaltbereitschaft

Anders die großen, mit den Namen Bakunin und Durruti verbundenen anarchischen Bewegungen des 19. Jahrhunderts, die aus der Diskrepanz zwischen den Ideen der Aufklärung und den sozialen Zuständen resultierten. Warum Rußland und Spanien und nicht andere, von der technischen Revolution ebenso wenig erfaßte Länder die Schwerpunkte jener Bewegung bildeten, habe ich an anderer Stelle aufgezeigt (Auf Tod und Leben — Letzte Dämmerungen für Deutschland, Bonn 1977).

Ich bin dort auch auf die vieldiskutierte Frage nach der Korrelation zwischen der Haltung der meisten Deutschen während des Dritten Reiches auf der einen und dem Entstehen des deutschen Nachkriegsanarchismus auf der anderen Seite eingegangen: „Dabei kann es doch nicht unerheblich sein, daß der deutsche Mann aus längst bestimmten Gründen im allgemeinen ein recht schwaches Rückgrat hat, also als Vaterimago kein ideales Bild abgibt. Sollte es zwischen dem Aufbruch der anarchischen Bewegung gegen Ende der 60er Jahre und der Tatsache, daß die Generation der Väter gegenüber dem Dritten Reich beinahe vollzählig versagte — besonders eklatant das mittelständische Bildungsbürgertum mit seinem hohen moralischen Anspruch, aus dem dann auch die Schlüsselfiguren der anarchischen Szene hervorgingen —, wirklich keine ursächliche Beziehung geben?“

Man macht sich diese Sache jedoch zu einfach, wenn man diese Erscheinung vor allem auf das Versagen der Männer der deutschen Kriegsgeneration zurückführt. So sollte es zu denken geben, daß der Terrorismus im Nachkriegs-Italien viel verbreiteter als der unsrige ist. Dies, obwohl die antifaschistischen Akti-

vitäten unter Mussolini ungleich stärker als die in Großdeutschland waren. Der deutsche Widerstand konnte sich sowohl zahlenmäßig als auch an Dynamik keineswegs mit dem in

Italien vergleichen. Die Faustregel, wonach die Intensität des Terrorismus im proportionalen Verhältnis zu Feigheit und Lethargie der Vorfäter steht, stimmt also nicht.

Andere Gruppen

Zur Szene gehört auch die Majorität der Jugendheiminsassen, die durch ihre Erziehung zur Asozialität verurteilt werden. Sie gehorchen einer jede Reflexion ausschließenden Agilität. Ganz allgemein sind hier im übrigen die „nicht politischen“ Kriminellen zu erwähnen. Vereinzelt von ihnen finden aus einer passageren Adoleszenzkrise in das sogenannte wirkliche Leben, passen sich an, missionieren wohl auch wie ehemalige Sympathisanten, Trinker und Drogenabhängige mit überzogenem Selbstbewußtsein unter den verlorenen Schafen, die „Jungen über dreißig“. Aber das Gros gammelt weiter, läßt sich in der Gewißheit seiner bis ins Wahnhafte reichenden Ideen nicht irre machen oder stirbt den langsamen Tod der Süchtigen oder den abrupten der Suizidenten.

Immerhin lassen sich zwei Verhaltensmuster feststellen: das kämpferisch Antisoziale bei so verschiedenartigen Gemeinschaften wie den Terroristen und dem Kreis ihrer Anhänger sowie den Rockern, aber auch bei den „unpolitischen“ Gewaltverbrechern. Dem entgegengesetzt ist die vorwiegend a-gesellschaftliche Einstellung der Süchtigen, der Suizidären sowie die von den meisten Sekten eingenommene Position. Wir können also eine wesentlich a- und eine wesentlich anti-gesellschaftliche Haltung unterscheiden. Zwischen beiden sind gelegentlich Übergänge und Mischformen feststellbar, z. B. bei den Bekehrungsversuchen der Sektierer und den von einigen Kommunen ausgehenden Alternativvorschlägen zur praktischen Politik. Bei den antisozialen Gemeinschaften sind die entsprechenden Übergänge nicht zu finden — sie sind voll und ohne jede Einschränkung auf ihre Axiome fixiert.

Diese beiden miteinander kaum zu vereinbarenden Erscheinungsformen lassen sich auf ein- und dieselbe Ursache zurückführen: Die Lebensumstände in den westlichen hochindustrialisierten Ländern mit ihrer durch den „Fortschritt“ ausgelösten Wertunsicherheit bringen nicht mehr die für die frühkindliche Entwicklung unerläßliche Vaterfigur hervor;

an die Stelle des Odipus-Komplexes tritt bei den Heranwachsenden eine durch die überstarke Mutterbindung bedingte narzistische Grundeinstellung. (Eine solche auf Ausschließlichkeit gerichtete Bindung schließt, um im Worte zu bleiben, die ebenso quälende wie fruchtbare Auseinandersetzung mit der Vaterimago aus, die einer so gänzlich anderen Welt zugehörig ist.) Aus ihr entwickelt sich ein überaus rigides, dem Ich fremdes Ich-Ideal, das dem geringen Selbstwertgefühl in umgekehrt proportionaler Relation entspricht. Dieses sich sehr früh bildende Ich-Ideal wird nicht durch die Konfrontation mit Vaterfiguren korrigiert und programmiert. So kann es ohne reale Zielvorstellung ins Unermeßliche wachsen. Je maßloser sein Anspruch, desto weniger wird man ihm gerecht. Die Absolvierung der üblichen späteren Identifikationsprozesse unterbleibt. Der Mensch bleibt auf der narzistischen Entwicklungsstufe des Säuglings im Gefühl totaler All- oder Ohnmacht stehen.

Aus diesem unerträglichen Spannungsverhältnis führt die Projektion der eigenen Unzulänglichkeit auf die Außenwelt hinaus: sie muß man fliehen oder vernichten, und sie trägt die Schuld daran, daß man trinkt, Hand an sich legt oder auf andere Weise „aussteigt“.

Hier stellt sich die Frage, warum der dem Westen vergleichbare Industrialisierungsprozeß in den Ländern des Ostblocks nicht die gleichen Folgen zeitigt. Nun, Vergleichbares ist dort zweifellos im Gange; die Parteizeitungen berichten bereits darüber. Aber es erreicht heute noch nicht die gleichen Dimensionen wie bei uns: Noch greifen die ideologischen Wertvorstellungen leidlich, noch fühlen sich viele Junge diesen Idealen verpflichtet, noch halten ihre Bindungen an Unfehlbarkeit und Idole. Noch. Unsere Jugendbewegung ist jedoch ansteckend, sie greift wie die Rockmusik und die Jeans-Uniformität auf die geschlossenen Reihen des Ostens über: ein „Wandel durch Annäherung“, der vielleicht bei der Führung keine ideologische Starre

löst, aber doch Ansätze zur affektiven Entbindung von der sozialistischen Gesellschaft schafft.

Als Symptom dafür könnte das Buch der DDR-Autorin Christa Wolf „Kein Ort. Nirgends“ angesehen werden, dessen Quintessenz eine fiktive Zwiesprache zwischen den bei-

den tatsächlich freiwillig aus dem Leben geschiedenen Dichtern Heinrich von Kleist und Caroline von Günderode ist. Die Erzählung schließt mit den Worten: „Jetzt wird es dunkel. Auf dem Fluß der letzte Schein. Einfach weitergehen, denken sie. Wir wissen, was kommt.“

Die Vergeblichkeit moralischer Konjunktive

Teile der Öffentlichkeit ziehen als Antwort auf diesen Absetzprozeß ethische Kriterien heran — eine ebenso verständliche und durchaus legitime wie sinnlose Reaktion. Kein Trinker wird durch Vorwürfe abstinent, kein moralischer Indikativ oder Konjunktiv von seiten der Allgemeinheit erschüttert die, die von der moralischen Korruptheit des „Systems“ überzeugt sind, die eigene Maßstäbe des Ehrgefühls oder Ordnungsbegriffe und Regeln aufgestellt haben. Noch weniger Wirkung zeitigen dem „gesunden Volksempfinden“ nahe Ausbrüche der Empörung und des Abscheus. (Womit dem Staat keineswegs das Recht abgesprochen wird, sich gegen Gewalttäter zu schützen. Er, oder die Verteidiger von Staaten, bleiben als ultima ratio des menschlichen Zusammenlebens durchaus schutzbedürftig. Unsere Einsicht, daß er hervorbringt, was ihn ignoriert oder angreift, ändert nichts daran.)

Daß auch politische Bildungsarbeit hier wenig ausrichtet, ist verständlich. Wie kann sie „das Verständnis für politische Sachverhalte fördern, das demokratische Bewußtsein festigen und die Bereitschaft zur politischen Mitarbeit stärken“, (Vademecum der politischen Bildungsarbeit, Bonn 1977), wenn das Selbstwertgefühl an völlig andere Vorstellungen gebunden ist? Wenn man daher für Argumente staatsbürgerlicher Bemühung unzugänglich bleiben muß.

Es fällt schon schwer genug, die Institution Bundesrepublik auch gegenüber denen, die guten Willens sind, glaubwürdig zu machen. Immerhin muß dabei eingeräumt werden, daß Politik auch ein Pokerspiel und oft ein schmutziges Geschäft ist; daß Multis, Gewerkschaften und Staatsbürokratie sich in erster Linie sicher nicht mit Rücksicht auf ein Gemeinwohl miteinander abstimmen, sondern weil ihrem Expansionsdrang von mächtigen Organisationen mit entgegengesetzten Interessen Grenzen gesetzt sind; daß das Idealbild

von den Staatsbürgern, die sich angestrengt bemühen, das Wahre im Irrtum des Gegners zu erkennen, recht unreal ist. Eine das kritische Bewußtsein weckende oder fördernde Erziehung müßte überdies einräumen, daß das Haus Bundesrepublik Deutschland auf abschüssigem Grund errichtet wurde: Die Stunde Null, eher als Augenblick der Niederlage als der Befreiung empfungen, verging. Aber die Lehrer, die die Jugend nationalsozialistisch indoktriniert hatten, und die NS-Richter durften weiter erziehen und richten, zahllosen „Ehemaligen“ wurden führende Positionen in den politischen Parteien, in der Industrie und sogar im Staatsapparat zur Verfügung gestellt. Beamten, die dem Dritten Reich treu gedient hatten, wurde diese Zeit bei der Pensionierung angerechnet. Auf der anderen Seite mußten Verfolgte und Widerständler um ihre Anerkennung kämpfen.

Sicher hätte ohne deren Einbeziehung das deutsche Wirtschaftswunder nicht oder abgeschwächt oder später stattgefunden. Moralisten nicht nur von der Art gewaltsamer Systemveränderer fragen sich da, ob das Wunder diesen Preis wert war.

Unproblematischer ist demgegenüber die Auseinandersetzung, die die zahllosen Mißstände in diesem Staat zum Gegenstand hat. Daß diese erkannt und beseitigt werden sollen, läßt sich allen Beteiligten unter der Voraussetzung deutlich machen, daß nicht das ganze „System“ in Frage gestellt wird. Wo das der Fall ist, entfällt jede Möglichkeit für eine argumentative Auseinandersetzung: gegen die Prämisse, daß unsere Zustände irreparabel sind und daher revolutionär verändert werden müssen (wozu die Terrorakte das Fanal abgeben), vermag keine Logik etwas auszurichten.

Überhaupt zwingt sich hier — wie mehr oder weniger abgestuft bei allen Freund/Feind-Ideologien — die Fragestellung nach den auf-

fälligen Verzerrungen des Wahrnehmungsvermögens auf. Es ist wie bei jeder Haß-Bindung: je intensiver und ausschließlicher sie die Grundstimmung beherrscht, desto höher ist der Realitätsverlust und desto inniger die Objektbeziehung zu dem nur noch in falscher Perspektive Wahrgenommenen. In letzter Konsequenz bietet sich da die Analogie zum Verfolgungswahn an; wenn der Paranoide seinen Wahn auf jemanden projiziert, sieht er in ihm den Verfolger, ganz gleich, was der sagt oder tut.

Eine andere Fehlhaltung ergibt sich daraus, daß die völligen Verneiner unserer Gesellschaft nicht als deren Teil angesehen, daß sie, im Verhältnis zu ihr, als schlimme Fremdkörper empfunden werden. Diese Haltung läßt sich am besten als Mangel an Betroffensein umschreiben. Man schaut auf die geschilderten Phänomene vom scheinbar sicheren Port der Konformität kopfschüttelnd oder belehrend herab — man selber ist gegen derlei Abwegigkeiten gefeit. Ein pharisäerischer Trugschluß! Längst sind diese Stützen

der Gesellschaft ins Wanken geraten: Die psychosomatische Medizin weist nach, daß ihre Krankheiten immer auch seelisch bedingt, daß ihre nervösen Leiden Ausdruck unbewältigter Probleme sind und daß die vielfältigen Ausfallerscheinungen bei den Personen ihrer Umgebung die eigene Eingebundenheit reflektieren. Was sich heute als Hort der rechten Denkungsart geriert, ist um vieles anfälliger und unsicherer als die Generation davor, die nicht nur literarisch Problemfiguren wie „Professor Unrat“, „Hans Castorp“ und den „Mann ohne Eigenschaften“ hervorgebracht hat.

Über die aus solchen Gegebenheiten abzuleitende Problematik herrscht zunehmend Übereinstimmung. Dies gilt insbesondere für die Bestimmung ideologischer Vorwände des Terrorismus: Hier überwiegen bereits Einsichten und Feststellungen der Art, daß die zu verteidigende Ordnung Ursache jener Gefährdung ist, die sich gegen sie selbst richtet. In zwei verschiedenen Richtungen ist man um Abhilfe dagegen bemüht:

Gute Vorsätze gegen den Exodus

Die eine versucht, den Sinnbedarf des Menschen durch Rückbesinnung auf heute erschütterte Wertvorstellungen zu decken. Im Rahmen durchaus systemkritischer Überlegungen werden Forderungen erhoben wie: Schutz der Familie, Respekt vor dem Erziehungsrecht der Eltern, Anerkennung der Grundwerte. Wenig Berücksichtigung findet dabei die Tatsache, daß die beklagte „Entwertung von Werten“ nicht nur die Ursache für dieses Dilemma, sondern auch als Folgeerscheinung geistesgeschichtlicher und sozialer Prozesse erkennbar ist. Daher kann man Wertvorstellungen, die ihre Tragkraft eingebüßt haben, diese nicht durch noch so gute Absicht zurückgeben.

Die andere legt ihr Augenmerk auf Rückwirkungen des Gesellschaftlichen. Wenn man es

in Ordnung bringt, wäre danach die ganze Frage gelöst. Aber die sogenannten sozialen Störfaktoren lassen sich nur in einer schönen Welt utopischer Täuschungen ganz ausschalten; in der Praxis kann lediglich mit ihrer partiellen Beseitigung gerechnet werden. Und die kann eben nur partielle psychische Folgeerscheinungen ergeben. Weiter sollte bedacht werden, daß der Fortfall von Störfaktoren bereits vorhandene seelische Störungen nicht unmittelbar beseitigt, sondern bestenfalls Klimaverbesserungen mit sich bringen kann. Das Abseitsstehen, als Folge und Ausdruck von Fehlentwicklungen der Umwelt begriffen, verlöre im günstigsten Falle an weiterem Zulauf, bliebe uns aber noch auf absehbare Zeit erhalten. Fraglich, ob das Gemeinwesen Bundesrepublik sich diese Zeit noch nehmen kann.

Zum Geschichtsbewußtsein

Als völlig unergiebig erweist sich auch der Hinweis auf die Geschichte als Schlüssel zum Verständnis der heutigen Situation. Der Zugang zur historischen Dimension ist nicht ge-

öffnet. Zur Verständlichmachung dieser schwer verständlichen Tatsache: Daß der einzelne ein Stück Geschichte mit sich trägt, ja, daß er weitgehend das Produkt der Geschich-

te ist, ist ihm in jungen Jahren kaum bewußt. Er weiß auch nicht, daß das ihm von seinen Eltern Vererbte sein Fühlen und Handeln weitgehend bestimmt. Erst mühsam und meist in einem späteren Entwicklungsstadium vermag sich die Erkenntnis durchzusetzen, daß der Mensch seine Geschichte ebensowenig wie seinen Schatten loswerden kann.

Es ist durchaus verständlich, daß der sogenannte Normale bei der Begegnung mit „Abseitsstehenden“ mittels solchen Einredens versucht, Brücken der Verständigung zu schlagen. Mit diesen guten Vorsätzen läßt sich jedoch kaum etwas definitiv aufhalten. Auf außer Kurs gesetzte Wertungen und auf erodierende Werte läßt sich schlecht zurückgreifen; die eindringlichsten Beschwörungen vermögen nichts gegen die Auflösung der bisherigen Fixierungen. 1984 scheint nicht nur chronologisch heranzurücken.

Vor allem aber läßt sich so nicht Remedur schaffen, wenn Phänomene ignoriert werden, die mit seismographischer Exaktheit am Rande des Kulturbetriebes — und schon nicht mehr nur am Rande — zu registrieren sind. Da wird (von Foucault, Sasz, Laing wie vor ihnen bereits von Adorno) das „Ganze“ für irr erklärt, da genießen und erleiden weniger etablierte Autoren mit überwältigender Intensität psychische Grenzerfahrungen, da werden von Künstlern vormoderne Bewußtseins-

lagen wiederbelebt, da steigen schlichtere Gemüter in science-fiction aus, oder es stockt ihnen der Atem angesichts gigantischer Gruselfiguren.

Überall schlägt Verzweiflung durch, rettet sich Hoffnung ins Imaginäre. Nichts, was war, gilt, nichts, was ist, wird angenommen. Man denkt, fühlt und bewegt sich, als sei ein Vakuum anstelle dessen getreten, was man Wirklichkeit nennt. Im Vergleich zu den Turbulenzen in den Reihen der Künstler, Intellektuellen und ihrer Nachahmer erscheinen Ausflüchte und Aufruhr der Jugend wie blasse Reflexe darauf.

Welche Chance sollte da ein noch so vernünftiges, noch so gut gemeintes Programm der Wiedereingliederung haben, wie könnte es dem noch nicht Ausgescherten als Warnung dienen, wenn es nicht von diesen Realitäten ausginge?

Was da mit der Gewalt eines Naturereignisses über die kompakte Majorität (der modische Terminus „Mehrheitskultur“ setzt Kultur als unumstrittenen Begriff voraus) hereinbricht, muß diese überfordern, solange sie in ihrer Abwehrhaltung aus Angst beharrt. Die Mittel und Mittelchen, mit denen sie sich schützen will, verfangen nicht. Sie tendieren im Grunde zu einer — in der Intention oft maßvollen — Gleichschaltung.

Vorschläge und Programme

Was tun, welche Rezepturen verschreiben, was könnte helfen? Nun, vor aller Weltverbesserung steht, was noch schwieriger ist, die Erkenntnis der hier skizzierten Lage. Die Orientierungsmöglichkeiten, die vor allem Psychologie, Kunst und Soziologie anbieten, könnten in ihrer Komplexität dazu genutzt werden. Heute hat der auf sein Fach beschränkte Soziologe Mühe, die Erscheinung des beziehungsarmen Vaters in seiner psychischen Auswirkung auf dessen Kinder in seine Deutungen einzubeziehen, der Psychologe wertet den soziologischen Erfahrungsschatz nicht aus und die ernst zu nehmende Kunst steht einer unversöhnlichen Gemeinschaft unversöhnbar gegenüber: ihre Hilfe ist ihr Werk. Wer nach dem Lesen dieser Zeilen kritisch vermerkt, daß er das Aufzeigen von Auswegen aus dem Dilemma vermißt, dem sei Vorsicht im Umgang mit Patentlösungen anemp-

fohlen; die bisher präsentierten haben — Ausnahmen ausgenommen — gründlich versagt; denn die Gefährdung wächst. Da erscheint es vielleicht doch plausibel, als ersten Akt der Wegbereitung das Erkennen der Lage und die eigene Betroffenheit darüber vorzuziehen. Von dem Maße, in dem dies gelingt, hängen alle Weiterungen ab.

Im günstigsten Falle ließe sich in einem universitären Freiraum ein Zentrum bilden, in dem alle einschlägige Erfahrung der Zeit interdisziplinär akkumuliert wird. Seine Analysen, Diagnosen und Wegweisungen wären qualifizierten Multiplikatoren zugänglich zu machen: Therapeuten, Erziehern, den in der politischen Bildungs- und Jugendarbeit Wirkenden und nicht zuletzt den Politikern. Damit ergäbe sich die Aussicht auf sinnvolle Begegnungen zwischen „Ins“ und „Outs“.

ANHANG

Eine kurze Auswahl von Stellungnahmen und Vorschlägen von politischen Parteien, Kirchen sowie einzelnen Persönlichkeiten zum Thema

Die Gefährdung unserer Demokratie durch Feinde der Demokratie wird für die konkrete Politik Konsequenzen haben müssen. Diese Konsequenzen — leichter aufgestellt als in die Praxis umgesetzt — müssen der Entwurzelung vieler Menschen, der vermeintlichen Sinnleere ihres Lebens, entgegenwirken. Gerade deshalb müssen Familien- und Bildungspolitik Schwerpunkte der Politik darstellen. Die in den letzten beiden Jahrzehnten feststellbare Wertveränderung hat bei vielen jungen Menschen nicht neue Bindungen, sondern eher das Gefühl des Nicht-Geborgenseins in unserer Gesellschaft vermittelt. Richard Löwenthal hat Recht, wenn er erklärt: „Hinter der Erneuerung der radikalen Utopie wird eine Grundstimmung von Verzweiflung erkennbar, hinter der Glaubensehnsucht nicht selten ein Nihilismus, dem die humanistischen Werte unserer Zivilisation als bloße Heuchelei erscheinen.“

Aus: Gerd Langguth, *Guerilla und Terror als linksextremistische Kampfmittel — Rezeption und Kritik*, in: Band Nr. 122 der Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1978: *Extremismus im demokratischen Rechtsstaat — Ausgewählte Texte und Materialien zur aktuellen Diskussion*, herausgegeben und eingeleitet von Manfred Funke.

Wo eine gesamtgesellschaftliche Strukturkrise deutlich wird, wo ein Klima der Zukunftsangst und Verunsicherung entsteht, und wo institutionelle Organisationsrationalität (z. B. der Schule) die Bearbeitung der Bedürfnisse, Ängste und Erfahrungen der Jugendlichen nicht leisten will und kann — wo solch eine Entwicklung mit dem psychischen Anspruchsniveau der Jugendlichen *in Konflikt* gerät — da besteht die Tendenz zu Vermeidungsverhalten, zu einer psychisch wie gesellschaftlich hervorgerufenen Motivationskrise.

Folgen in dieser Situation die öffentliche Jugendpolitik bzw. öffentliche jugend-relevante Maßnahmen vorrangig den Kriterien einer „Politik der inneren Sicherheit“ in dem Sinne,

- daß die organisatorische und personelle Kontrollierbarkeit und
- die programmatische „Unverdächtigkeit“

im Zentrum der Bewertung von Jugendinstitutionen und -projekten steht, so geht sie gerade an der zentralen Motivationsproblematik der Jugendlichen vorbei.

Die Aktivitäten in Institutionen, Projekten, Initiativen, die von Jugendlichen wesentlich getragen werden, müssen als selbstbestimmte, auf die eigenen Interessen und Bedürfnisse der Jugendlichen gerichtete wahrgenommen werden können.

Ein falsch verstandenes öffentliches Interesse an Kontrollierbarkeit wird zweifelsohne von den betroffenen Jugendlichen als eine „Enteignung“ von ihren Aktivitäten verstanden und verstärkt damit die Disposition zu einer ohnehin labilisierten Motivationsstruktur.

Aus den Bereichen, die — im gegenwärtigen gesellschaftlichen Kontext schwierig genug! — von den Jugendlichen als „ihre eigenen“ begriffen werden können, aus der Möglichkeit zu selbstbestimmter Entscheidung und institutioneller Gestaltung eigener Bereiche herausgedrängt zu werden, hätte aber in der Tat Folgen, die den Intentionen einer auf die Verhinderung voluntaristisch radikalisierten politischer Einstellungen gerichteten Jugendpolitik diametral entgegenwirken würden.

Aus: Thomas Ziehe, *Bemerkungen zu einer neuen Motivationskrise Jugendlicher*, Hannover, 15. 9. 1978, Beitrag zu dem nichtöffentlichen Hearing des Bundesjugendkuratoriums zum Thema „Terrorismus — Auswirkungen auf die junge Generation“ am 26. September 1978 in Bonn.

Jugendliche brauchen mehr Freiräume und Gestaltungsmöglichkeiten, nicht schärfere Vorschriften und Gängelung. Wenn die Tendenzen zum Rückzug von Jugendlichen aus der Gesellschaft nicht noch unterstützt werden sollen, muß der Dialog über Alternativen ernsthaft geführt, muß Kritik an den bestehenden Verhältnissen ausgehalten und gefördert werden. Erwachsene müssen lernen, ihre eigenen Vorstellungen vom Richtigen in Frage stellen zu lassen, mit Toleranz und Offenheit auf die Vorstellungen der Jugend einzugehen, statt selbstgerecht und verhärtet das eigene Normensystem absolut zu setzen.

Für die junge Generation muß eine ethische Begründung von Politik und damit eine demokratische, humane Zukunftsperspektive sichtbar werden, für die sich Einsatz und Engagement lohnen. Das Finden

dieser Lebensperspektive setzt voraus, daß der junge Mensch Geborgenheit erlebt und Menschen wie gesellschaftlichen Gruppen begegnet, von deren Wertentscheidungen, Zielsetzungen und Vorstellungen er angesprochen wird. Am Beispiel und in der Auseinandersetzung mit diesen Personen kann der Jugendliche Ziele und Aufgaben für das eigene und das gesellschaftliche Leben finden.

Dabei kann es nicht darum gehen, junge Menschen in die bestehende Gesellschaft und ihre Bedingungen einzugliedern, ohne ihnen die Möglichkeit des Hinterfragens und der Kritik ausdrücklich einzuräumen. Entscheidend ist allerdings, daß ihnen die Chance geboten wird, in eigener Verantwortung am gesellschaftlichen Meinungsbildungsprozeß teilzunehmen und über die Gestaltung ihres Lebens mitzubestimmen.

Aus: Stellungnahme des Bundesjugendkuratoriums zu dem nichtöffentlichen Hearing zum Thema „Terrorismus — Auswirkungen auf die junge Generation“ am 26. September 1978 in Bonn.

Wir verteidigen die Freiheit gegen die Terroristen durch präzises, rasches, phantasievolles, rechtmäßiges Handeln. Es ist nicht meine Sache, die Instrumente dieses Handels aufzuzählen. Der Kampf ist noch nicht gewonnen. Die Menschheit, und damit auch unsere Nation, wird wahrscheinlich noch größere Aktionen der Terroristen erleben als bisher. Wir sollen das vorweg bedenken, um nicht in Panik zu verfallen, wenn es geschieht. Auch diese Bäume werden nicht in den Himmel wachsen. Wir verteidigen die Freiheit gegen die sich selbst irreleitende Angst der Bürger, wir verteidigen sie durch Festhalten am Recht. Es ist wichtig, den Bürgern unseres Landes verständlich zu machen, welche Gefahr sie laufen, wenn sie in die Falle treten, die ihnen der Terror stellt. Ich füge ein Wort hinzu, das ich nicht als Liberaler, aber als Christ zu sagen habe. Wir verteidigen die Freiheit nicht, wenn wir nicht imstande sind, auch im Feind den Bruder zu lieben. Das Recht muß vollzogen werden, in aller Strenge. Aber eben das Recht entlastet vom Haß.

Aus: Carl Friedrich von Weizsäcker, Mit welchen Mitteln verteidigen wir die Freiheit?, in: DAS PARLAMENT Nr. 8/78 vom 25. Februar 1978.

Die Kirchen sind sicherlich in einer befangenen und deshalb schwierigen Situation, da auch für sie die Erhaltung und die Verteidigung der religiösen Freiheit und der freien Religionsausübung Vorrang haben muß und sie deshalb nicht blindlings und konzeptionslos den vermeintlich religiösen Gruppierungen begegnen dürfen, so, als stünde die Konkurrenz ins Haus. Die beiden großen Kirchen müssen über ein neues christlich-engagiertes Angebot an die Jugend nachdenken, wollen sie nicht länger als „etabliert“ gelten.

Aus: Rolf Meinecke, SPD/MdB, in: Sozialdemokratischer Pressedienst 29. Jhrg./135; entnommen dem Materialdienst der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, 11/1978.

Wir versuchen, zu verstehen, was Euch bewegt. Wir haben unsere Antennen neu ausgefahren. Wir denken nach und brauchen den Dialog. Nehmt uns bitte ab: Immer wieder aufs Neue wollen wir uns um die freiheitliche und die soziale Substanz unserer Demokratie kümmern und mühen.

Dabei brauchen wir die Mithilfe der Jungen. Wer sich abseits hält, der ändert nichts. Sondern der stärkt den Rückschritt, die Dunkelmänner, die Reaktion. Wenn wir uns miteinander anstrengen, dann kommt Bewegung in die Dinge. So wie wir dabei sind, Fehlentwicklungen zu korrigieren und klar zu machen, daß unsere Demokratie selbstbewußte und kritische Demokraten braucht. Wir wollen nicht, daß Mißtrauen gesät wird. Wir wollten und wollen keine Belohnung für Duckmäusertum und Leisetreterei. Wir möchten den mutlosen Teilen der Jugend wieder Mut machen.

Ich bekunde die Bereitschaft, genau hinzuhören und mitzuhelfen, soweit wir es noch oder wieder können.

Aus: Rede des SPD-Vorsitzenden Willy Brandt während der Abschlußkundgebung des Berliner Wahlkampfes in der Deutschlandhalle am 16. 3. 1979; herausgegeben vom Parteivorstand der SPD (Service, Presse, Funk, TV), Nr. 111/79.

Was kann man im Hinblick auf diese vielen kritischen jungen Leute tun, die sich in zunehmendem Maße vom Staat, von der Gesellschaft abwenden? Da frage ich mich, welche Beteiligungs- und Mitwirkungsmöglichkeiten wir diesen Menschen eigentlich anbieten. In dem Punkt sind sich CDU und SPD zum Teil zum Verwechseln ähnlich; sie geben beide keine Antwort auf diese Frage. Wir schaffen an den Universitäten die Studentenvertretungen ab; in den öffentlichen Betrieben und in den Verwaltungen hat sich im Hinblick auf erweiterte Mitwirkungsmöglichkeiten in den letzten Jahren nichts geändert. Wo geben wir denn Identifikationsmöglichkeiten mit dem Staat, wie es hier immer gefordert wird? Identifi-

fikation ist doch nicht irgend etwas Abstraktes, sondern ist konkret dort möglich, wo der einzelne erlebt: Hier kann ich etwas tun; dort kann ich etwas verändern.

Aus: Bergedorfer Gesprächskreis zu Fragen der freien industriellen Gesellschaft: Terrorismus in der demokratischen Gesellschaft, Protokoll Nr. 59/1978, Auszug aus der Stellungnahme von Peter Conradi, SPD/MdB, während der 59. Tagung am 29. und 30. 1. 1978 in Hamburg.

Die SPD darf diese Bewegung und das durch sie vermittelte neue Lebensgefühl nicht unterschätzen. Eine pauschale Abwertung, wie sie gelegentlich von linker Seite wie von den Gewerkschaften zu beobachten ist, wird eher zur Entpolitisierung beitragen und die Bewegung von den parlamentarisch-politischen Parteien entfernen. Richtiger wäre es, die Inhalte dieser Bewegung gründlich zu diskutieren und die Ausdrucks- und Entfaltungsmöglichkeiten in alternativen Lebensformen zu unterstützen und auszubauen, z. B. in der Wohnungs-, Sozial-, Kultur- und Bildungspolitik. Gleichzeitig muß die SPD das demokratisch-emanzipatorische Element dieser Bewegung stärken. Dies wird dort schwierig, wo sich dieses Element gegen etablierte SPD-Positionen richtet, z. B. in der Bürokratiediskussion (Gewerkschaften), in der Frage der Dezentralisation, in der Wachstums- und in der Energiediskussion.

Aus: Die Neue Gesellschaft, März 1979; Peter Conradi, Neue Jugendbewegung und politische Konsequenzen.

PPP: Der SPD ist es Ende der 60er Jahre schon einmal gelungen, das Protestpotential der außerparlamentarischen Opposition weitgehend zu assimilieren. Was kann die Sozialdemokratie in der heutigen Situation tun?

Erhard Eppler: Sie muß die Fragen der jungen Menschen aufnehmen und ernst nehmen. Da ist die Frage nach den beruflichen Lebensgrundlagen: Lohnt sich der mitleidlose Konkurrenzkampf schon in der Schule um berufliche Positionen? Da ist die Frage nach den gesellschaftlichen Lebensgrundlagen: Können wir uns auch künftig in Freiheit entfalten oder werden wir als Extremisten in die Ecke gedrängt? Da ist die Frage der natürlichen Lebensgrundlagen: Was tun wir, damit auch die nächste Generation unbetonierte Landschaft, sauberes Wasser oder unvergiftete Nahrung hat? Diesen drei Grundfragen müssen wir uns stellen.

Aus: Parlamentarisch-Politischer Pressedienst, 21. 3. 1979/30. Jhrg./56; „Die Zukunftsängste junger Menschen ernst nehmen“, Interview mit Erhard Eppler.

Sicher ist es gut, den Ursachen und Wirkungen wissenschaftlich nachzugehen und Eltern sowie Jugendliche zu warnen. Nicht minder ernst sollten sich jedoch die Kultusminister der Länder fragen, ob die Erziehung unserer Kinder vom bildungspolitischen Ansatz her stimmt. In der Fünf-Stunden-Vormittagschule erhalten die Kinder im wesentlichen nur Unterricht, sie erfahren die Welt aus Büchern und lernen allenfalls über Theoretisches zu diskutieren. Aber auf das Leben als Mensch und Mitmensch, als Initiator und mitverantwortlicher Staatsbürger werden sie vom Lehrplan und vom Schulleben — wenn überhaupt — nur sehr wenig vorbereitet. Unsere Kinder kommen heute — anders als zu Humboldts Zeiten — nicht mehr mit einem Schatz existentieller Erlebnisse und Erfahrungen aus der Großfamilie und der ihnen vertrauten Nachbarschaft in die Schule, sondern vielfach aus isolierten Kleinfamilien. Sie haben vielfältige, wechselnde Eindrücke, aber wenig Gelegenheit, sich als Menschen in der Gemeinschaft zu erweisen, sich verantwortlich für jemanden zu wissen und sich in Entscheidungen zu üben, sich einzuordnen und zugleich in der richtigen Weise durchzusetzen. Dieser Entwicklung sollten auch die Schulen mehr als bisher Rechnung tragen, wenn wir verhindern wollen, daß Kinder in pseudo-religiösen Sekten das suchen, was sie woanders nicht zu finden glauben.

Aus: fdk tagesdienst, Pressedienst der Bundestagsfraktion der FDP, Bonn, 11. 7. 1978; Erklärung der FDP/MdB Liselotte Funke: Die Kinder besser auf das Leben in der Gesellschaft vorbereiten.

In anderen Ländern außerhalb der Bundesrepublik besteht zum Teil eine lange und intensive Erfahrung in der freien Auseinandersetzung auf dem Feld religiöser Gruppierungen. Bei uns ist diese Auseinandersetzung geprägt durch das starke Gewicht der aus dem Staatskirchentum hervorgegangenen Großkirchen. Diese Tradition darf und kann man nicht einfach geschichtslos überspringen. Gerade deshalb aber wird man im Hinblick auf die religiösen Randgruppen wach sein müssen, daß sich nicht in unserem Land ein Klima entwickelt, in dem alles verdächtigt und womöglich unterdrückt wird, was nicht zu den herkömmlichen Glaubensformen im Rahmen der etablierten Religionsgemeinschaften paßt.

Unter diesen Voraussetzungen und Erkenntnissen ist die vom Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit geforderte „offensive geistige Auseinandersetzung“ auch von den Kirchen zu führen.

Dies kann im Blick auf die „Jugendreligionen“ nicht geschehen, ohne die Perversion der Religionsfreiheit im Auge zu haben, wie sie dort oft in massivem Maße festzustellen ist und junge Menschen in die Entmündigung, statt in die Freiheit der Entscheidung führt — ganz abgesehen von ihrer finanziellen Ausnutzung. Dies kann freilich auch nicht geschehen, ohne die selbstkritische Rückfrage zu stellen, warum die jeweils so verschiedenen einzelnen „Jugendreligionen“ gemeinsam auf junge Menschen eine solche Anziehungskraft auszuüben vermögen.

Mit einer solchen „offensiven geistigen Auseinandersetzung“ nimmt die Kirche zugleich eine seelsorgerliche Verantwortung gegenüber den Jugendlichen und ihren Familien wahr. Dazu gehört ebenso, daß jede Bemühung mit Nachdruck unterstützt wird, junge Menschen mit allen vorhandenen Möglichkeiten vor der Beraubung ihrer inneren und äußeren Freiheit zu schützen, wie auch, daß unermüdlich der Frage nachgegangen wird, wo die tieferen Ursachen des Aufkommens der „Jugendreligionen“ zu suchen sind.

Aus: Materialdienst der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen, 11/1978.

Die Entstehung bzw. die verstärkten Aktivitäten der „religiösen“ Sondergruppen können und müssen vorrangig im Kontext der sozio-kulturellen Situation unserer Gesellschaft gesehen und erklärt werden. Gerade die junge Generation erfährt die Probleme unserer Zeit am empfindlichsten und reagiert in der ihr eigentümlichen Weise und mit den ihr möglichen Mitteln. Als „skeptische Generation“ übt sie sich, namentlich da, wo sie in sogenannten „reflektierten Gruppen“ um ihr Selbstverständnis in dieser Welt ringt, ein in die Rundum-Kritik und versucht in dialektischen Gegenentwürfen zum Bestehenden einen für sich gültigen und tragfähigen Orientierungsrahmen zu finden.

Die etablierte Umwelt, die sich als ein wissenschaftlich-technisches Plansystem der Produktion erweist, wo ein kaum gefährdeter materieller Wohlstand und eine reine Bedürfnisbefriedigung zum Inbegriff von Wohl und Glück werden, bietet keine unbefragte attraktive Zielvorstellung mehr für die Heranwachsenden. Sie sind sensibilisiert für die inneren Risse und nur oberflächlich verkleisterten Brüche in einer Gesellschaft, die kaum noch allgemein anerkannte, verbindliche Normen kennt, die vom funktionalen Denken regiert wird und in der die innerweltlichen menschlichen Bedürfnisse weithin vergesellschaftet werden.

Das massive Defizit sehen die jungen Menschen in der fehlenden Sinnerfahrung und Sinnerfüllung. Wo gemeinsame Wertvorstellungen fortschreitend zerfallen, übrigens ein Faktum, das von vielen Menschen als Befreiung erlebt wird, zerfällt auch das leitende Bezugsfeld für die konkrete Lebensgestaltung: Eine „babylonische“ Verwirrung nimmt den Platz ein. Man ist frei und „vaterlos“ zugleich.

Aus: Sekten und neuere Weltanschauungsgemeinschaften — Eine Information (1978), herausgegeben vom Arbeitskreis Sekten und neuere Weltanschauungsgemeinschaften im Auftrag der Zentralstelle Pastoral, Bonn.

Es wäre begrüßenswert, wenn es künftig mehr Stützpunkte für sektengeschädigte Jugendliche, wie etwa das Haus Altenberg bei Köln, geben würde. Wichtiger aber ist, daß sich die bereits vorhandenen privaten und kommunalen Beratungseinrichtungen (Familienberatung, Jugendberatungsstellen, Jugendämter) dem Problem öffnen. Sie müssen mit Grundkenntnissen über Wesen, Gefahren und Methoden der in der Bundesrepublik Deutschland operierenden Jugendsekten ausgestattet werden. Wir brauchen keine Sektenapostel. Erfolgversprechend ist es, das vorhandene Beratungsnetz auf die neue Aufgabe auszurichten.

Aus: Deutschland-Union-Dienst, Pressedienst der CDU und CSU, Nr. 4, 33. Jhrg.: Jugendliche vor Sekten wirksam schützen — Rücktrittsrecht einräumen, Albrecht Hasinger, MdB, Gerhard Braun, MdB, Mitglieder des Bundestagsausschusses für Jugend, Familie und Gesundheit, Bonn, 5. 1. 1979.

- Weitere Sensibilisierung der Öffentlichkeit, um auf die mit den Jugendsekten verbundenen konkreten Gefährdungen hinzuweisen,
- Aufklärung über religiöse Bewegungen und Gruppierungen als Aufgabe des Schul- und Bildungswesens,
- Auseinandersetzung mit den destruktiven religiösen Gruppen im Rahmen der Arbeit der Jugendverbände,
- intensive Information der Jugendämter, Erziehungs- und Lebensberatungsstellen der freien Träger, um im Einzelfall helfen und beraten zu können,
- Hinwirken auf die Einhaltung aller rechtlichen Bestimmungen.

Aus: Deutschland-Union-Dienst, Pressedienst der CDU und CSU, Nr. 37, 33. Jhrg.: Lüge und Drohung — Hauptwaffen der Jugendsekten — Alarmierender Bericht über die „destruktiven religiösen Gruppen“, Dr. Georg Gölter, Minister für Soziales, Gesundheit und Sport in Rheinland-Pfalz, Bonn, 21. 2. 1979.

- Volle Ausschöpfung der gesetzlichen Bestimmungen im Rahmen des Jugendschutzgesetzes,
- verstärkte Aufklärung der Bevölkerung, gezielt auf die jungen Menschen ausgerichtet,
- bessere Früherfassung der Gefährdeten,
- Aus- und Weiterbildung von Fachkräften,
- Förderung von exemplarischen Jugendfreizeitheimen,
- Verstärkung der Forschung und des internationalen Erfahrungsaustausches,
- Strafverschärfung für Rauschmittelhändler,
- Verstärkung der ambulanten Beratung und Therapieeinrichtungen,
- erhöhte Bundeszuschüsse auf freie Träger,
- verbindliche Kostenübernahmeregelungen im therapeutischen Bereich.

Aus: Deutschland-Union-Dienst, Pressedienst der CDU und CSU, Nr. 187/29. 9. 1977 9/90/14—1: Alkohol-, Drogenmißbrauch und Kriminalität bei Jugendlichen — Die Bundesregierung spielt das Problem herunter, Hermann Kroll-Schlüter, MdB, Jugendpolitischer Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion.

Die Erfahrungen, die der junge Mensch in seiner Familie macht, sind entscheidend dafür, wie er die Chancen seines weiteren Lebens nutzt und dessen Risiken bewältigt. Es müssen daher die Voraussetzungen für Geborgenheit und Entwicklung in der Familie verwirklicht werden, um der Jugend eine hoffnungsvolle Zukunft zu eröffnen. Der grundgesetzlich geschützte Freiheitsraum der Familie zur privaten Lebensgestaltung muß daher gestärkt und darf nicht weiter für die Gesellschaft oder den Staat verfügbar gemacht werden. Der Staat muß sich daher einer äußersten Zurückhaltung in der Ausformung des privaten Lebensbereiches der Familie unterwerfen, um den jungen Menschen aus der Geborgenheit von Elternhaus und Schule in die Verantwortlichkeit des selbständigen Lebens unbeeinträchtigt überzuleiten. Auf diesem Wege muß der junge Mensch durch Ermutigung zu eigener Verantwortung geführt werden und darf nicht durch Bevormundung und staatliche Reglementierung gehemmt werden. Gesellschaft und Staat müssen das soziale und politische Engagement der Jugend fördern.

Aus: Hermann Kroll-Schlüter, Jugend auf der Flucht?, in: Bonn Aktuell, Zukunftschancen der Jugend, hrsg. v. Heiner Geissler/Matthias Wissmann.

Gegen verantwortungslose Jugendverführer muß mit allen rechtsstaatlich vertretbaren Mitteln vorgegangen werden, auch wenn strafrechtliche Tatbestände häufig nur schwer nachweisbar sind. Hierzu gehört auch die erneute Prüfung, ob diesen verführerischen Jugendsekten nicht — die bisher unterstellte — steuerliche Gemeinnützigkeit vom Finanzamt aberkannt werden sollte. Bisher können die Sekten und ihre Anhänger in der Bundesrepublik Deutschland für sich die verfassungsrechtlichen Privilegien des Glaubens und der Gewissensfreiheit (Artikel 4, Grundgesetz) und der Rechte von Religionsgemeinschaften (Artikel 140, Grundgesetz) in Anspruch nehmen. Auch die Tatsache, daß wir es bei den jungen Sektenanhängern mit in der Regel volljährigen jungen Menschen zu tun haben, erschwert wirksame rechtliche Schritte.

Aus: Deutschland-Union-Dienst, Pressedienst der CDU und CSU, Nr. 227, 32. Jhrg.: Gerd Langguth, MdB, Flucht aus der Gesellschaft — Die „neuen Jugendreligionen“.

Terroristen beginnen als Moralisten. Ihre Karriere ist eng verwoben mit Bereichen gesellschaftlicher Desorganisation. Terrorismus ist typisch für kontrollschwache und unterinstitutionalisierte Gesellschaften. Die moderne Demokratie hat bisher noch nicht die richtigen Antworten für ihr strukturelles Kontrolldilemma gefunden: zu starke und restriktive Kontrolle bremst die Beweglichkeit des Gesellschaftssystems und senkt seine Produktivität, ersatzloser Abbau veralteter Kontrollsysteme erzeugt Desorganisation. Zustände der Desorganisation sind wie ständige Einladungen an politische Verführer.

Hier müssen wir etwas tun. Mehr als nur die Diskussion suchen. Optionen für ein wahrhaftes Engagement müssen gefunden werden. Wir selber müssen uns fragen, von welchen Wahrheiten her wir eigentlich handeln und wie wahrhaftig unsere Institutionen sind. Die Terroristen werden wahrscheinlich keine Rekrutierungsschwierigkeiten haben, solange ein selbstgerechtes Gesellschaftssystem nicht bemerkt, in welchem institutionellen Niemandsland ein Teil der jungen Generation und ein Teil der Intelligenz heranwächst.

Aus: Gerhard Schmidtchen anlässlich der von der CDU veranstalteten wissenschaftlichen Fachtagung zu dem Thema „Der Weg in die Gewalt — Geistige und gesellschaftliche Ursachen des Terrorismus und seine Folgen“, 29./30. 11. 1977, Konrad-Adenauer-Haus, Bonn.

Die Teilnehmer an der Fachtagung „Jugendreligionen“ der Akademie für Politik und Zeitgeschehen der Hanns-Seidel-Stiftung e. V. regen folgendes Sofortprogramm an:

1. Förderung von Elterninitiativen und Selbsthilfegruppen von seiten des Staates aus Gründen der Subsidiarität. Entsprechende Schritte sind in Abstimmung von Bund und Ländern einzuleiten.
2. Auch die kommunalen Gebietskörperschaften sind aufgerufen, materielle und ideelle Unterstützung zu leisten. Hierzu gehört auch eine bessere Ausrüstung der örtlichen Anlaufstellen.
3. Seriöse Beratungsgruppen und -stellen sind verstärkt zu fördern.
4. Eine besondere Verantwortung kommt den Medien durch eine seriöse, kritische und aufklärende Berichterstattung zu. Sie soll sich einerseits an die Eltern wenden, in stärkerem Maße jedoch auch an die Jugend selbst durch spezifische Sendungen und Beiträge. Diese dürfen nicht „neugierig“ machen, z. B. durch reißerische Aufmachung.
5. In der theologischen und pädagogischen Ausbildung muß der Bereich „Sektenkunde“ aktualisiert und ausgebaut werden.
6. Es müssen mehr Multiplikatoren gefunden und ausgebildet werden, die das Problem Jugendreligionen aufklärend und beratend behandeln.
7. Die Kirchen sind aufgerufen, jene Kreise und Gruppen zu fördern, die durch ihr vom Glauben bestimmtes Gemeinschaftsleben und ihre Bindung an das Evangelium Alternativen zu den Jugendreligionen bieten.
8. Eine Koordinationsstelle sollte eingerichtet und mit den notwendigen Möglichkeiten ausgestattet werden, die den Bereich der Jugendreligionen beobachtet, analysiert und die Ergebnisse zur allgemeinen Information zur Verfügung stellt. Darüber hinaus könnte diese Stelle vorhandene Materialien prüfen und ihren Stellenwert für die Informationsweitergabe angeben.

Aus: Hanns-Seidel-Stiftung e. V., Akademie für Politik und Zeitgeschehen, Die neuen Jugendreligionen — Herausforderung für Gesellschaft, Staat und Kirchen, Schriftenreihe Heft 15, München 1979.

Jugend und Militär

Zur Sozialgeschichte militärischer Erziehungsinstitutionen in Deutschland

I. Zur geschichtsdidaktischen Begründung militärhistorischer Sozialisationsforschung

Die Beschäftigung mit historischen Sozialisationsprozessen im Bereich des Militärs bedarf der Begründung. Dabei ist auszugehen von dem Leitinteresse, das den historischen Gegenstand unter Berücksichtigung aktueller gesellschaftlicher Fragestellungen provoziert. In aller gebotenen Kürze läßt sich dieses Interesse auf zwei Ebenen abhandeln:

— Auf einer geschichtswissenschaftlichen Ebene, die das „Kontinuitätsproblem der deutschen Geschichte“¹⁾ in den Mittelpunkt historischer Forschung rückt, und

— auf einer politikdidaktischen Ebene, die die Bedeutung militärischer Sozialisationsprozesse in unserer Geschichte in den Zusammenhang der Notwendigkeit historisch-politischer Lernprozesse stellt.

1. „Kontinuitätsproblem“ und militärische Sozialisation

Militärische Jugendberziehungsinstitutionen wie Militärwaisenhäuser, Garnisonsschulen, Unteroffiziersschulen oder Kadetteninstitute sind vom heutigen Standpunkt aus, schon auf Grund der Tatsache, daß sie überwiegend bis ausschließlich in den Verantwortungsbereich der Armee fielen, mit Recht diskreditiert. Es scheint jedoch, als ob ein solches Vorverständnis dazu beigetragen hätte, diese Form jugendlicher Erziehung aus dem Bereich historischer Sozialisationsforschung auszuklamern. Militärische und vormilitärische Jugendberziehung²⁾ gehören bisher zu den ver-

nachlässigten Randgebieten historischer und didaktischer Forschung. Sieht man einmal von der nationalsozialistischen Zeit ab, für die einige Arbeiten vorliegen, insbesondere

INHALT

- I. Zur geschichtsdidaktischen Begründung militärhistorischer Sozialisationsforschung
 1. „Kontinuitätsproblem“ und militärische Sozialisation
 2. Geschichtsdidaktik, Jugendgeschichte und historisch-kritische Friedensberziehung
- II. Zur Institutionalisierung militärischer Jugendberziehung in Preußen
- III. Militärische Sozialisation in Beispielen
 1. Das Militär-Waisenhaus Potsdam
 2. Garnisonsschulen
 3. Militärische Nachwuchsorganisationen im deutschen Kaiserreich: Unteroffiziersschulen und Kadettenkorps
 - (1) Unteroffiziersschulen und -vorschulen
 - (2) Das preußische Kadettenkorps
 - (3) Adel und Bürgertum im Kadettenkorps
 - (4) Erziehung und Sozialisation in den Kadettenschulen des Kaiserreichs
 - a) Ausbildung und Unterricht
 - b) Erziehungsziele und -grundsätze
 - c) Sozialisation in „totaler Institution“
 - Aufnahmeprozeduren
 - Identitätsverlust
 - Sanktionen und Privilegien
 - Hierarchie und physische Gewalt unter den Kadetten
 - Der „sozialisierte“ Kadett
- IV. Schlußbermerkung

¹⁾ Vgl. W. Alff, Materialien zum Kontinuitätsproblem der deutschen Geschichte, Frankfurt/M. 1976.

²⁾ Unter militärischer Jugendberziehung sollen hier erzieherische Bemühungen an jungen Menschen verstanden werden, die, unter inhaltlicher Verantwortung regulärer Militärverbände, strukturell und organisatorisch in den staatlich-militärischen Zusammenhang eingebaut sind. Vormilitärische Jugendberziehung schließt bei sonst prinzipiell gleich möglichen Erziehungsinhalten die organisatorische und strukturelle Eingliederung aus.

über die Hitlerjugend³⁾ und über die sogenannten nationalpolitischen Erziehungsanstalten, die institutionell teilweise die Nachfolge der kaiserlichen Kadettenanstalten angetreten hatten⁴⁾, so bleiben vor allem die wichtige Arbeit von Klaus Saul mit einem grundlegenden Überblick über die Militarisierung der wilhelminischen Jugendpflege⁵⁾ und, aus der historischen Jugendliteraturforschung, als ein spezifischer Bereich historischer Sozialisationsforschung die Analyse von Marieluise Christadler über „Kriegserziehung im Jugendbuch“⁶⁾. Doch wartet hier ein historisches Feld auf eine kritische Analyse, das bisher weitgehend von vaterländisch-affirmativer bis apologetischer Literatur beherrscht wurde. Gerade unter der Fragestellung nach der Entstehung des Nationalsozialismus, einer Frage, die kürzlich erst wieder durch „Holocaust“ aktualisiert wurde, kommt den Sozialisationsbedingungen militärischer Erziehungsinstitutionen hohe Bedeutung zu.

Hans-Ulrich Wehler hat in seiner stark beachteten Arbeit über das deutsche Kaiserreich vor allem diesen Gedanken erkenntnisleitend akzentuiert⁷⁾. Er fordert einen Aufklärungsprozeß, der „nach den eigentümlichen Belastungen der deutschen Geschichte . . . nach den schweren Hemmnissen, die der Entwicklung zu einer Gesellschaft mündiger, verantwortlicher Staatsbürger entgegengesetzt worden sind“⁸⁾, fragt, und er stellt zu Recht fest: „Ohne eine kritische Analyse dieser historischen Bürde, die namentlich im Kaiserreich immer schwerer geworden ist, läßt sich der Weg in die Katastrophe des deutschen Faschismus nicht erhellen“⁹⁾.

Zwar räumt Wehler ein, daß die neuere deutsche Geschichte keineswegs ausschließlich unter dem Gesichtspunkt von Aufstieg und Untergang des Nationalsozialismus beurteilt werden sollte, gleichwohl sei es unausweichlich, „vorrangig von diesem Problem auszugehen“¹⁰⁾.

³⁾ J. W. Koch, Geschichte der Hitlerjugend, Percha 1976.

⁴⁾ H. Scholtz, NS-Ausleseschulen. Internatsschulen als Herrschaftsmittel des Führerstaates, Göttingen 1973.

⁵⁾ K. Saul, Der Kampf um die Jugend zwischen Volksschule und Kaserne, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 1/71, S. 97—142, Freiburg/Br. 1971.

⁶⁾ M. Christadler, Kriegserziehung im Jugendbuch, Frankfurt/M. 1978.

⁷⁾ H.-U. Wehler, Das Deutsche Kaiserreich 1871 bis 1918, Göttingen 1973.

⁸⁾ Ebda., S. 11 f.

⁹⁾ Ebda., S. 12.

¹⁰⁾ Ebda.

Wenn Wehler dann in einem späteren Kontext anregt, daß es sinnvoll wäre, „Militärdienst und Sozialmilitarismus auch im Zusammenhang der Erziehungsinstitutionen als weitere Mittel der Disziplinierung und Absicherung der Herrschaftsverhältnisse zu erörtern“¹¹⁾, so ist damit genau die erkenntnisleitende Fragestellung umrissen, die hier herausgehoben werden soll. Sie läßt sich — etwas aufgefächert — auch wie folgt formulieren: In Anlehnung an das von Wehler artikulierte Interesse an Aufklärung über die Genese des deutschen Nationalsozialismus, das ein Interesse an Aufklärung über den Anteil, den das Militär an der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung gehabt hat, einschließt, stellt sich die Frage, welche Bedeutung militärische Erziehungsinstitutionen des Kaiserreichs, auch in ihren historischen Bezügen, für Armee und Monarchie hatten. Welche geistige Grundhaltung, welche Einstellungen, welche Werte wurden unter welchem Interesse und mit welcher Absicht vermittelt? Welche politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen wurden durch das Festhalten der Monarchie und der sie unterstützenden militärischen Kreise an den überlieferten militärischen Erziehungsstrukturen verhindert und welche gefördert? Und schließlich: Welchen Einfluß nahm das Militär, z. B. in Form vormilitärischer Jugenderziehung, auf schulische und außerschulische Sozialisationsfelder mit der Folge eines bis dahin in der deutschen Geschichte nicht gekannten Ausmaßes an gesellschaftlichem Militarismus?

Diese Fragestellungen, und daran ist kein Zweifel zu lassen, haben neben ihrer sozialgeschichtlichen Relevanz vor allem eine hohe didaktische Bedeutung. A. Kuhn hat darauf hingewiesen, daß das hier von Wehler akzentuierte Interesse an historischer Aufklärung im Grunde ein pädagogisches Interesse ist, das auf die Erziehung „zum mündigen Bürger, zum demokratischen Traditionsbewußtsein und zum Widerstand gegen faschistische Tendenzen der Gegenwart“ zielt¹²⁾.

2. Geschichtsdidaktik, Jugendgeschichte und historisch-kritische Friedenserziehung

Neben dieser grundsätzlichen pädagogischen Bedeutung bedarf ein weiterer Zusammen-

¹¹⁾ Ebda., S. 164.

¹²⁾ Annette Kuhn, Zur Zusammenarbeit von Geschichtsunterricht und Politikunterricht. Ein curriculumtheoretischer Vorschlag, in: Rolf Schörken (Hrsg.), Zur Zusammenarbeit von Geschichts- und Politikunterricht, Stuttgart 1978, S. 122.

hang aus geschichtsdidaktischer Sicht der Erläuterung. Zunächst muß mit A. Kuhn festgestellt werden, daß Geschichte bisher noch niemals vom emanzipatorischen Erkenntnisinteresse des Schülers her geschrieben worden ist: „... die Geschichtswissenschaft hat sich nicht die Interessen der Schüler als Initiative für ihre Forschung zu eigen gemacht. Daher ist es auch nicht verwunderlich, daß der Geschichtsunterricht zunächst wenig Material für die Schüler bietet, das ihren Interessen entgegenkommt. Die durch die Geschichte erschließbaren Erfahrungswelten der Schüler, wie etwa die Geschichte der Arbeiter, der Angestellten, der Frauen, die Geschichte der Schule, des Gefängniswesens, des Militärs, der Familie, der Jugendlichen usw., gehören nur zu den Randzonen der ‚eentlichen‘ Geschichte.“¹³⁾ Dabei wäre z. B. eine Geschichte der Jugendlichen und Kinder, in didaktischer Absicht erarbeitet, von vornherein geeignet, das Interesse der Schüler zu gewinnen, weil gerade durch sie paradigmatisch Sensibilität für historisch bedingte und aktuell erfahrene Emanzipationsdefizite herzustellen wäre.

Jüngere historische Forschungen lassen nämlich den Schluß zu, daß eine Geschichte der Jugendlichen, die immer auch Teil einer Erziehungsgeschichte ist, eher unter dem Aspekt zunehmender Disziplinierung geschrieben werden müßte als unter der Sicht fortschreitender Emanzipation. So bemerkt H. v. Hentig im Vorwort zu Ariès' „Geschichte der Kindheit“¹⁴⁾, daß die Darstellung der historischen Entwicklung der Familienerziehung und Schulbildung als eine fortschrittliche Entwicklung zu mehr Freiheit und sozialer Offenheit falsch ist: „Die Geschichte der von Ariès untersuchten vier Jahrhunderte zeigt im Gegenteil eine Zunahme von Unfreiheit, sozialer Abschließung und Repression durch die Erwachsenen.“¹⁵⁾

Desgleichen resümiert K. Rutschky einleitend zu ihrem Buch „Schwarze Pädagogik“, das eine beeindruckende Sammlung grauenhafter Dokumente zur „Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung“ enthält¹⁶⁾, daß sich, historisch gesehen, die erzieherische Einstellung

nicht funktional entlang der gestellten Aufgabe der Wissensvermittlung entwickelt habe, vielmehr sei sie aus dem Bedürfnis der Familien und Lehrer hervorgegangen, „die Lebensführung der Schüler außerhalb des Unterrichts zu kontrollieren“¹⁷⁾. Dementsprechend stellt sie fest: „Erziehung und Disziplinierung sind seither fast identisch. In der traditionellen Gesellschaft sind die Fortschritte der Erziehung die Fortschritte der Disziplin.“¹⁸⁾

Auch M. Foucault zeigt beispielsweise die erzieherischen Implikationen eines historischen Disziplinierungsprozesses, der, ausgehend vom Militär, alle die gesellschaftlichen Bereiche und Institutionen erfaßte, in denen sich Sozialisation unter dem Gesichtspunkt der Kontrolle vollzog¹⁹⁾.

Unter diesen Voraussetzungen wäre militärhistorische Sozialisationsforschung allgemein und die Geschichte militärischer Erziehungsinstitutionen im besonderen einzuordnen in eine durch emanzipatorisch-didaktisches Erkenntnisinteresse bestimmte Jugendgeschichte. Als materiale Aufarbeitung eines spezifischen Teils dieser Geschichte wäre demnach primär nach den Inhalten und Formen militärisch institutionalisierter Disziplinierung zu fragen. Es wäre aufzuzeigen, in welcher Weise staatliche Interessen in die institutionell vorherrschenden Erziehungs- und Sozialisationspraktiken eingingen und welche Ergebnisse diese Praktiken bewirkten.

Ein weiterer didaktischer Aspekt ergibt sich aus der Nähe der Thematik zur Militärgeschichte. Unter dieser Perspektive taucht die Frage nach der friedenserzieherischen Bedeutung einer Beschäftigung mit militärischen Sozialisationsprozessen auf. Allerdings ist der Zusammenhang von Friedensforschung und Friedenserziehung einerseits und Militärgeschichte andererseits eher vom gegenseitigen Mißtrauen der Wissenschaftler als von Kooperation geprägt. Den meines Wissens einzigen und leider bisher unaufgegriffenen Ansatz, der versucht, diesen Zusammenhang in seinen theoretischen Implikationen zu skizzieren und zu entwickeln, ist von W. Wette unternommen worden²⁰⁾. Dabei er-

¹³⁾ A. Kuhn, Einführung in die Didaktik der Geschichte, München 1974, S. 29 f.

¹⁴⁾ Ph. Ariès, Geschichte der Kindheit, München 1975, S. 7–44.

¹⁵⁾ Ebda., S. 11.

¹⁶⁾ K. Rutschky (Hrsg.), Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1977.

¹⁷⁾ Ebda., S. II.

¹⁸⁾ Ebda.

¹⁹⁾ M. Foucault, Überwachung und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/M. 1977, Kap. III, Abschn. 2.

²⁰⁾ W. Wette, Friedensforschung, Militärgeschichtsforschung, Geschichtswissenschaft. Aspekte einer Kooperation, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 7/74.

scheint es unverzichtbar, in einer Zeit zumal, in der das militärische Vernichtungspotential auf der Welt Dimensionen angenommen hat, die nur noch in „Overkill-Kapazitäten“ zu messen sind, Frieden zum Gegenstand von Lernprozessen zu machen, und dies auf allen Ebenen historischer und politischer Vermittlungsprozesse.

Für den hier skizzierten Zusammenhang lassen sich mit A. Kuhn²¹⁾ die Umriss einer historischen Friedenserziehung etwa so anzeigen: Die Hindernisse des Friedens sind weder allein anthropologisch noch allein gesellschaftlich bestimmbar. Friedensbarrieren haben „eine historische Dimension und sind entsprechend nur mit Hilfe einer historisch-kritischen Aufklärung zu überwinden. Indem Geschichte in ihrer Funktion als eine unsere gegenwärtige Friedenspraxis hemmende bzw. fördernde Instanz erkannt wird, wird sie zu einem unumgänglichen Bestandteil einer kritischen Friedenserziehung.“²²⁾ Das Lernziel des historisch-kritischen Lernprozesses Emanzipation fällt so mit dem Richtziel historischer Friedenserziehung zusammen. Historische Friedenserziehung wird demnach von Kuhn definiert als die „Erziehung zur kritischen Überwindung friedenshemmender Traditionen und zum Aufbau friedensfördernder Entscheidungsnormen und Wertkriterien“²³⁾. Dabei muß jedoch betont werden, daß ein bestimmter gesellschaftlicher Friedenszustand hier nicht normativ bestimmt werden kann. Erst an Hand konkreter Entscheidungssituationen im Lernprozeß wird der Friedensbegriff eingegrenzt, und — das bestimmt den prinzipiell offenen Ansatz dieser didaktischen Theorie — durch den Lernprozeß gleichzeitig auf seine Haltbarkeit hin befragt.

Bezogen auf die Sozialisation in militärischen Erziehungsinstitutionen wäre demnach konkret die Frage nach den hier vermittelten

friedenshemmenden Einstellungen und Wertkriterien zu stellen; zu analysieren wären beispielsweise die in der Kadettenerziehung zur Verfügung gestellten militärischen Normen auf ihre Bedeutung für Krieg und Frieden; und zu fragen wäre schließlich auch nach der Dauerhaftigkeit der Übertragung friedenshemmender Wertkategorien von der Armee auf militärische Erziehungsinstitutionen und umgekehrt.

Zusammenfassend läßt sich die geschichts-didaktische Problemstellung militärhistorischer Sozialisationsforschung noch einmal wie folgt bündeln:

1. Im Rahmen der geschichtswissenschaftlich und geschichts-didaktisch relevanten Fragestellung nach den Gründen für die antidemokratische Entwicklung der deutschen Geschichte, die im Nationalsozialismus kumulierte, ist der spezifisch antidemokratische Anteil militärischer Erziehungsinstitutionen an diesem Entwicklungsverlauf zu erschließen.

2. Im Rahmen einer Rekonstruktion der Geschichte militärischer Erziehungsinstitutionen als Teil einer in didaktischer und praktischer, auf Emanzipation angelegten Absicht zu referierenden Jugendgeschichte ist die spezifisch friedenshemmende und kriegsfördernde Tradition militärischer Erziehungsinstitutionen aufzuzeigen und zu begründen.

Im folgenden soll nun skizzenhaft versucht werden, Materialien zur Sozialisationsgeschichte militärischer Erziehungsinstitutionen im 18. und 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Sozialisationsbedingungen im preußischen Kadettenkorps des Kaiserreiches zur Verfügung zu stellen. Dies mit der Absicht, zu historisch-politischer Arbeit im Umfeld militärhistorischer Sozialisationsforschung unter den in Umrissen angedeuteten didaktischen Prämissen anzuregen.

II. Zur Institutionalisierung militärischer Jugenderziehung in Preußen

Die Gründungen militärischer Erziehungsinstitutionen etwa ab Mitte des 18. Jahrhunderts fanden ihre Erklärung weniger in der von der apologetischen zeitgenössischen Literatur propagierten sozialen Einstellung der

regierenden Häuser²⁴⁾, vielmehr lagen ihr handfeste politische Interessen zugrunde.

Zunächst stieg der Bedarf an militärischem Führungspersonal während der schlesischen

²¹⁾ Vgl. A. Kuhn, Einführung in die Didaktik der Geschichte, a. a. O.

²²⁾ Ebda., S. 74 f.

²³⁾ Ebda., S. 75.

²⁴⁾ So z. B. die Gründung des Potsdamer Militärwaisenhauses: „Die Stiftung des Militair-Waisenhauses fällt in die erste Hälfte der Regierung König Friedrich Wilhelms I. Die ursprüngliche Veranlassung zu derselben lag in dem edlen Wohl-

Kriege enorm an. Die hohen Verluste in den zahllosen Gefechten zwangen Friedrich II., in vermehrtem Umfang auch Kinder und Jugendliche als Offiziere und Unteroffiziere einzusetzen; diese wurden zuvor in eigens dafür geschaffenen Militärschulen dazu erzogen²⁵⁾.

Zum anderen entwickelte sich die zunehmend wachsende Zahl der Kriegswaisen und -witwen zum Problem. Um diese kümmerte sich in der Regel niemand; sie zogen vagabundierend durchs Land und versuchten, von einem zum anderen Tag zu überleben, von der bürgerlichen Gesellschaft gemieden und erst allmählich mit der Gründung von Garnisonen seßhaft werdend.

Gustav Freytag schrieb in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit: „Die Soldatenfrauen und -kinder zogen nicht mehr wie zur Landsknechtszeit ... ins Feld, aber sie waren eine schwere Last der Garnisonstädte. Die Frauen nährten sich kümmerlich durch Waschen und andere Handarbeiten, die Kinder wuchsen in wilder Umgebung ohne Unterricht auf. Fast überall waren ihnen die städtischen Schulen verschlossen, sie wurden von dem Bürger wie Zigeuner verachtet.“²⁶⁾

Friedrich Meinecke registrierte für das Berlin der 1780er Jahre bei etwa 17 000 Soldaten rund 6 000 Soldatenfrauen und 7 300 Soldatenkinder, und er spricht treffend in diesem Zusammenhang von den Soldatenfamilien als dem Vorläufer des modernen Proletariats²⁷⁾. R. Koselleck vermerkt für das Jahr 1786 in Berlin sogar 60 000 Soldaten mit Angehörigen bei einer Einwohnerzahl von 150 000, und er stellt weiter fest: „... von den Soldaten waren im Durchschnitt rund die Hälfte zur Arbeit beurlaubt, manche Fabrik konnte wörtlich als Kaserne und umgekehrt angesehen werden, Frauen und Kinder waren zumindest mit Spinnen beschäftigt“²⁸⁾.

Angesichts dieser Bedingungen erhalten die Gründungen militärischer Erziehungsinstitutionen einen anderen als einen sozialfürsorglichen Stellenwert. Waisen- und Soldatenkinderhäuser und Garnisonsschulen wurden sowohl zur Sicherung des militärischen Nachwuchses aufgebaut als auch zu dem Zweck, die Heere vagabundierender Kinder durch die disziplinierende Wirkung militärischer Sozialisation in den Griff zu bekommen.

III. Militärische Sozialisation in Beispielen

1. Das Militär-Waisenhaus Potsdam

Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts wurden von den Landesherren fast überall in Deutschland Militärwaisenhäuser gegründet. Die bekanntesten waren: das Militärknaben-erziehungsinstitut Annaburg, das königliche Militärkinderhaus Stralsund, die Erziehungsanstalt für Soldatenkinder zu Struppen und schließlich das „Königliche Potsdamsche Große Militär-Waisenhaus“ mit der seit 1829 in Schloß Pretzsch/Elbe bestehenden Mädchenabteilung, in der weibliche Soldatenwaisen zu Dienstboten erzogen wurden.

wollen, mit welchem der König für die Kinder seiner Offiziere und seines Adels ... wie für die seiner Unteroffiziere und Gemeinen besorgt war.“ Das Königliche Potsdamsche Große Militär-Waisenhaus in den Jahren von 1824 bis 1874, Berlin 1874, S. 1 (im folgenden zitiert: Waisenhaus ...).

²⁵⁾ Der Historiker Joh. Wilh. v. Archenholtz war nach seinen Angaben nicht einmal 14 Jahre alt, als er 1758 als Kadett in den Krieg zog. Vgl. J. W. v. Archenholtz, Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland, Leipzig 1904, S. 363 f.

²⁶⁾ G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Bd. 4, Leipzig 1886, S. 188.

Kennzeichnend für die hier vorgestellten Institutionen war, daß in ihnen militärische Sozialisation und die disziplinierende Funktion industrieller Arbeit als gezielte Mittel militärischer Subordination eingesetzt wurden.

Anhand des Potsdamschen Militärwaisenhauses hierzu einige skizzenhafte Ausführungen:

Die preußischen Militärwaisenhäuser wurden von aktiven Offizieren geleitet und standen unter militärischem Regulativ. Die Kinder, auch die Mädchen, waren uniformiert und die Jungen hatten für jedes im Waisenhaus verbrachte Jahr zwei Jahre in der Armee zu dienen, mindestens jedoch neun Jahre²⁹⁾.

Militärische Erziehung wurde durch regelmäßige Drill- und Exerzierübungen, eine dem Heer angeglichenen hierarchische Struktur und die Unterwerfung unter das Militärrecht

²⁷⁾ Vgl. F. Meinecke, Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen, Bd. 1, Stuttgart 1896, S. 94 f.

²⁸⁾ R. Koselleck, Preußen zwischen Reform und Revolution, Stuttgart 1967, S. 125.

²⁹⁾ Vgl. Waisenhaus ..., a. a. O., S. 11.

festgeschrieben. Der Schulunterricht beschränkte sich lange Zeit auf „Christentum, Lesen, Schreiben und Rechnen“³⁰⁾.

Die Hauptarbeit der Waisen bestand jedoch in der industriellen und manufakturrellen Produktion. So unterhielt man in der Mädchenabteilung des Potsdamer Waisenhauses vor der Verlegung nach Pretzsch eine ausgedehnte Klöppelspitzenproduktion, die teilweise acht Säle umfaßte und in der auch kleinere Jungen beschäftigt wurden. Die Erzeugnisse, so heißt es, haben mit Brüsseler Fabrikaten konkurrieren können³¹⁾.

Die Kinder wurden jedoch nicht nur in den militärischen Produktionsbetrieben eingesetzt, sondern in vermehrtem Maße auch an Berliner Betriebe verliehen³²⁾. Für das Jahr 1778 wird die Zahl von 1950 arbeitsfähigen Kindern des Potsdamer Militärwaisenhauses angegeben³³⁾. Mit den Meistern der umliegenden Manufakturen wurden in der Regel Kontrakte abgeschlossen, die eine gewisse handwerkliche Ausbildung sichern sollten. Dafür zahlten diese wenige Groschen monatlich an das Waisenhaus³⁴⁾. Die Chronik des Potsdamer Militärwaisenhauses beschrieb diesen Zustand wie folgt: „Es war kein Fabrikant christlicher oder jüdischer Religion, welcher sich in Potsdam, ja selbst in Berlin niederließ, der nicht Kinder aus dem Potsdamer Waisenhaus zum Betrieb seiner Industrie verlangt hätte. Die offerierten Bedingungen waren wie aus einer Form gegossen und liefen dahin hinaus: das Waisenhaus gibt die Kinder und die Unterhaltungskosten her; die Entrepreneurs wollen dagegen aus Patriotismus die Kinder ohne weiteres Gehalt ... mit der betreffenden Kunstfertigkeit versehen“³⁵⁾.

Die Beschäftigung der Waisen in der gewerblichen Produktion wurde bis in die siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts beibehalten, wobei die Jungen neben der handwerklichen

Tätigkeit noch ein fest umrissenes militärisches Programm zu absolvieren hatten. Die einzelnen Abteilungen: Kinderhaus, Knabenhaus und Militärschule für die 15- bis 18jährigen waren in Kompanien eingeteilt, denen Soldaten als Vorgesetzte vorstanden. Tägliche Drill- und Turnübungen gehörten zur Routine. Das Ziel dieser Erziehung wurde wie folgt umrissen:

„Gewöhnung zu schnellem Gehorsam, an gute Haltung, Reinlichkeit und Ordnung, Beförderung der körperlichen Entwicklung, endlich Ausführung der Schulbewegung eines Bataillons ohne Gewehr.“³⁶⁾ Kennzeichnend ist das militärische Disziplinierungssystem: „Als Erziehungsmittel gelten die Hausordnung ..., das Beispiel der Vorgesetzten, die Einteilung der Knaben in vier Sittenklassen ..., die militärische Organisation, Ermahnung, Lob, Tadel, Lohn und Strafe ... Bestraft wird durch teilweise oder gänzliche Entziehung einer Mahlzeit, Arrest, Versagung des Urlaubs, Versetzung in eine niedrigere Sittenklasse mit entehrenden Abzeichen. Körperliche Züchtigung tritt nur für Vergehen des Diebstahls und grobe Renitenz auf Entscheidung des Direktors ein.“³⁷⁾

Daß jedoch Körperstrafen im Gegensatz zu dieser Äußerung wohl eher die Regel als die Ausnahme darstellten, zeigt folgendes Zitat: „Die Disziplinarstrafen selbst für kleinere Fehler bestanden meist in körperlichen Züchtigungen, ausgeführt mittels einer Ruthe oder des sogenannten ‚Aales‘, eines mit Leder überzogenen biegsamen Instruments. Letzteres war bei der großen Kinderzahl nicht nur den Lehrern, sondern allen mit den Kindern zu thun habenden Personen, den Handwerksmeistern, Spinnfrauen und Gesindeleuten in die Hände gegeben. Grobe Vergehungen wurden auf Anzeige von einem Administrationsmitgliede gewöhnlich nach dem Essen im Speisesaal öffentlich untersucht und bestraft. Die Strafen wurden durch Gesindepersonen vollzogen.“³⁸⁾

Der Schulunterricht geht erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts über den notdürftigsten Elementarunterricht hinaus, zu einem Zeitpunkt im übrigen, der zusammenfällt mit einem starken Ausbau der Armee und einem durch die zunehmende Technisierung der Bewaffnung immer größer werdenden Bedarf an

³⁰⁾ Ebda.

³¹⁾ Ebda., S. 21.

³²⁾ Vgl. U. Aumüller, Industrieschule und ursprüngliche Akkumulation in Deutschland, in: K. Hartmann, F. Nyssen, H. Waldeyer (Hrsg.), Schule und Staat im 18. und 19. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1974, S. 37 ff.

³³⁾ Ebda., S. 39.

³⁴⁾ Im ersten Ausbildungsjahr ohne Bezahlung, im zweiten zahlten die Manufakturen pro Jugendlichen monatlich 8 Groschen, im dritten Jahr 12 Groschen. Nach U. Aumüller, Industrieschule ..., a. a. O., S. 38.

³⁵⁾ Nach U. Aumüller, Industrieschule ..., a. a. O., S. 39 f.

³⁶⁾ Waisenhaus ..., a. a. O., S. 52.

³⁷⁾ Ebda., S. 53 f.

³⁸⁾ Ebda., S. 29.

Spezialisten. In dem Maße, in dem die systematische Vorbereitung für den Militärdienst stieg, verringerte sich auch die industrielle Ausnutzung der Kinder. Doch noch im Jahre 1834 wurden 114 Jungen des Militärwaisenhauses zu Arbeitsleistungen bei Schneidern, Schuhmachern, Sattlern, Büchsenmachern und Steindruckern abgestellt, die Militäruniformen, Schuhwerk, Waffen und Gerät für die Armee fertigten³⁹⁾. Bis 1868 wurden Jungen in anstaltseigenen und privaten Strickstuben beschäftigt, in der Bürstenbinderindustrie, in Korbflecht- und Strohflechtwerkstätten⁴⁰⁾.

2. Garnisonsschulen

Sieht man die Institutionalisierung militärischer Jugenderziehung in Preußen auch unter spezifisch schulgeschichtlichem Aspekt, so darf der Hinweis auf die Garnisonsschulen nicht fehlen. Diese erfüllten etwa ab der Wende zum 19. Jahrhundert ähnliche Funktionen wie die Militärwaisenhäuser und waren zunächst mit unterschiedlicher Intention und Initiative der in Altpreußen noch relativ autonom regierenden Regimentskommandeure entstanden. Die zunehmende Proletarisierung der in den Garnisonstädten lebenden Soldatenfamilien, die in der Regel für ihren Lebensunterhalt selbst zu sorgen hatten, sowie die Massen von unversorgten Invaliden, Soldatenkindern und -waisen bildeten einen ständigen sozialen Unruheherd, ein gesellschaftliches Konfliktpotential, das leicht außer Kontrolle geraten konnte. Deshalb entstanden in nahezu allen Garnisonstädten Unterrichtsanstalten, die offensichtlich wenigstens zum Teil mit der gleichen Absicht wie die Volksschulen gegründet wurden: „Dieselben sind da, wo sie bestehen, das Analogon der Volksschule für die Kinder der Soldaten. Sie sollen daher nichts anderes sein und geben, als die Volksschule ...“⁴¹⁾.

Dieser Grundsatz, wie ihn etwa auch Boyen vertreten hatte⁴²⁾, wurde jedoch schon bald zugunsten eines obrigkeitsstaatlich gelenkten Disziplinierungsprozesses aufgegeben: Kinder und Jugendliche wurden, wie in den Militärwaisenhäusern auch, in den kapitalistisch-industriellen Verwertungsprozeß einbezogen. In

einer königlichen Zirkularverordnung vom 31. August 1799 wurde den Regimentskommandeuren befohlen, „den Eifer einzelner Chefs und Lehrer in der Ausdehnung des Unterrichts zu mäßigen und sie eindringlich zu warnen, die Kinder mehr zu lehren, als sie in ihrer künftigen Sphäre als gemeine Soldaten unbedingt brauchten, denn sonst nähre man nur ‚Stolz, Eigendünkel und Abneigung gegen körperliche Arbeiten‘ in einer Zeit, wo alle Menschenklassen ohnehin schon strebten, sich über ihren Stand zu erheben“⁴³⁾.

Die Garnisonsschulen wurden zu reinen Industrieschulen. Die bekanntesten der Zeit waren die Schulanstalten beim Regiment Prinz Ferdinand in Neuruppin, die der Regimentskommandeur Oberst von Tschammer organisiert hatte. Hier wurden 209 Soldatenkinder zu Arbeitsleistungen im ‚Spinnen, Stricken, Nähen und Klöppeln‘ eingesetzt⁴⁴⁾. Das Regiment arbeitete für den Berliner Kaufmann Eichstädt, der Material, Geräte und Lehrmeisterinnen bereitstellte. Der Verdienst der Kinder lag bei halbtäglicher Arbeit zwischen vier und sechs Talern im Monat⁴⁵⁾. Die Allgemeine Königliche Order vom 9. Februar 1797 sowie die Allgemeine Zirkularverordnung von 1799 schufen die Grundlage für die Institutionalisierung des Industrieschulunterrichts bei fast allen Regimentern, die in modifizierter Form bis zum Ende des Ersten Weltkrieges bestanden haben (z. B. die königlichen Arbeitsschulen in Potsdam, Neuruppin oder Stralsund).

Zusammenfassend läßt sich zunächst festhalten, daß die Institutionalisierung militärischer Erziehung in Militärwaisenhäusern, Garnisonsschulen und Knabenerziehungsinstituten der Armee weniger sozialfürsorgerischer Intention des Staates entsprang, sondern vor allem in der Absicht begründet lag, den potentiellen Gefahren einer zunehmenden Proletarisierung der Soldatenkinder entgegenzuwirken und sie gleichzeitig so in den industriell-militärischen Produktionsapparat zu integrieren, daß sie nach Ableistung der Arbeitsschulzeit der Armee als Soldaten zur Verfügung standen. Im Alter von 14 Jahren wurden die männlichen Zöglinge dann direkt in die Armee eingestellt und bildeten den Unterführernachwuchs im preußischen Heer.

³⁹⁾ Vgl. ebda., S. 60.

⁴⁰⁾ Vgl. ebda., S. 146.

⁴¹⁾ L. v. Stein, Die Lehre vom Heerwesen, Stuttgart 1872, S. 187.

⁴²⁾ Vgl. F. Meinecke, Das Leben des Generalfeldmarschalls ..., Bd. 1, a. a. O., S. 93 ff.

⁴³⁾ Nach F. Meinecke, a. a. O., S. 96.

⁴⁴⁾ Vgl. U. Aumüller, Industrieschule ..., a. a. O., S. 72.

⁴⁵⁾ Vgl. ebda.

3. Militärische Nachwuchsorganisationen im deutschen Kaiserreich: Unteroffiziersschulen und Kadettenkorps

(1) Unteroffiziersschulen und -vorschulen

Die zunehmende Technisierung von Waffen und Gerät der Heere im 19. Jahrhundert und die damit verbundene Veränderung taktischer und strategischer Konzeptionen verlangte auf die Dauer auch eine Verbesserung des militärischen Ausbildungssystems, ohne auf die bewährten militärischen Disziplinierungstechniken verzichten zu müssen.

So ging man etwa ab 1824 dazu über, Lehr-Infanterie-Bataillone bei den wichtigsten Regimentern zu schaffen. Aus diesen entstanden bis um die Jahrhundertwende Unteroffiziersschulen, die in mehrjähriger Ausbildung (zwischen zwei und drei Jahren) für die Laufbahn des Unteroffiziers vorbereiteten. Es wurden nacheinander die folgenden Institutionen gegründet: Potsdam (1846), Jülich (1860), Bieberich (1867), Weißenfels (1869) und Ettlingen (1871)⁴⁶⁾.

Der Schwerpunkt der Arbeit in diesen Schulen lag auf der militärpraktischen Erziehung, „Gewöhnung an Disziplin, militärische Ordnung und Zucht“⁴⁷⁾, wie es hieß, sowie „praktische Erlernung des Dienstes“, Schulunterricht, Handwerkerunterricht, Scharfschießen und Feldexerzieren⁴⁸⁾. Der Schulunterricht beschränkte sich auf die für den praktischen Gefechtsdienst ungünstigen Wintermonate.

Das Aufnahmealter betrug in der Regel 17 Jahre. Die soziale Zusammensetzung der Schüler konzentrierte sich auf das deutsche Kleinbürgertum und das traditionelle preußische Rekrutierungspotential: Kleinbauern und Landarbeiter⁴⁹⁾.

Der starke Andrang jüngerer Bewerber machte nach der Gründung des Reiches eine Altersdifferenzierung notwendig. Ab 1877 wurden Unteroffiziersvorschulen gegründet, die Bewerber ab dem 14. Lebensjahr aufnahmen: Weillburg (1877), Annaburg (1880), Neubreitsach (1888), Jülich und Wohlau (1891) und Bartenstein (1896). Mit der zusätzlich 1879 er-

öffneten Unteroffiziersschule Marienwerder verfügte die Armee des deutschen Reiches über insgesamt zwölf Institute mit einer Kapazität von etwa 3 000 jugendlichen Soldaten. Damit konnten jedes Jahr ca. 1 000 Unteroffiziere dem Heer zur Verfügung gestellt werden, womit z. B. für das Jahr 1885 der Bedarf zu 58 Prozent gedeckt werden konnte⁵⁰⁾.

(2) Das preußische Kadettenkorps

Von eminent höherer politischer Bedeutung waren die Kadettenschulen des deutschen Kaiserreiches, die sich aus dem 1717 gegründeten „königlich-preußischen Kadettenkorps“ entwickelt haben⁵¹⁾. Aus der Tradition der Ritterakademien entstanden, fiel die Gründung des Kadettenkorps in eine Zeit, in der das gesellschaftliche Wiedererstarken des niederen Adels, sichtbar in einer durch die stehenden Heere beschleunigten Institutionalisierung des Offizierstandes, zusammenfiel mit einer in ganz Europa eingeleiteten Militarisierung der Gesellschaft⁵²⁾. In Preußen, wo die soziale Militarisierung von Anfang an konstituierendes Moment der hohenzollernschen Machtpolitik war, konnte der Ausbau des Landes ohne eine funktionierende Armee nicht erfolgreich sein. Wenn, wie es der „Soldatenkönig“ ausdrückte, die Souveränität „wie ein rocher von Bronze“ stabilisiert werden sollte, so ging das nur über ein adeliges Offizierskorps, das in treuer Ergebung an den Landesherrn, unter Anknüpfung an altritterliche Vasallentreue, den souveränen Willen über die Institution der Armee nach unten durchsetzte.

Friedrich Wilhelm I. hat frühzeitig erkannt, daß dies vorrangig eine Erziehungsaufgabe war. In seinem politischen Testament heißt es: „Mein Successor muß das vor eine Politik halten . . ., daß aus allen seinen Provinzen . . . die von Adel und Grafen in die Armee employiert und die Kinder unter die Kadetts gepresset werden . . . Ist formidable vor seinen Dienst und Armee und ruhiger in seinen Ländern . . .“⁵³⁾.

⁵⁰⁾ Nach B. Poten, *Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens . . .*, a. a. O., S. 515.

⁵¹⁾ Im einzelnen dazu: J.-K. Zabel, *Das preußische Kadettenkorps. Militärische Jugenderziehung als Herrschaftsmittel im preußischen Militärsystem*, Frankfurt/M. 1978.

⁵²⁾ Vgl. etwa Ph. Ariès, *Geschichte der Kindheit*, a. a. O., S. 380, der für den Bereich der Erziehung diese Tendenzen nachgewiesen hat.

⁵³⁾ Nach O. Büsch, *Militärsystem und Sozialleben im alten Preußen*, Berlin 1962, S. 80.

⁴⁶⁾ Vgl. dazu im einzelnen B. Poten, *Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in Preußen*, Berlin 1896, S. 499 ff.

⁴⁷⁾ Ebda., S. 502.

⁴⁸⁾ Ebda.

⁴⁹⁾ Vgl. dazu H.-U. Wehler, *Das deutsche Kaiserreich*, a. a. O., S. 162.

Bereits hier wird die Funktion von Bildungsinstitutionen als ein Herrschaftsinstrument der preußischen Krone qualifiziert: Das Interesse der preußischen Landesherrschaft an der militärischen Erziehung junger Adelliger ist zu konstatieren als das Interesse an einem quantitativ ausreichenden und qualitativ verlässlichen Offiziersnachwuchs für die Armee. Dadurch sollte gleichzeitig der Adel an die Krone gebunden werden, um so die obsolutistische Herrschaft des Landesherrn zu stabilisieren.

Das preußische Kadettenkorps, zunächst mit dem Stammhaus in Berlin gegründet, bildete adelige Jungen ab dem 8. Lebensjahr aus, die häufig mit Gewalt und teilweise unter erheblichem Widerstand des preußischen Landadels⁵⁴⁾ in das Korps geschafft wurden.

Unter der Regentschaft Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II. wurde die Institution erheblich ausgebaut und durch sogenannte Voranstalten in Potsdam, Stolp, Culm und Kalisch ergänzt. Trotz des im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer stärker werdenden bürgerlichen Widerstandes gegen die militärische Standeserziehung in den Kadettenschulen konnte das Offizierspotential durch laufende Neugründungen von Institutionen ständig erhöht werden: Hinzu kamen die Kadettenvoranstalten Wahlstatt (1838), Bensberg (1840), Plön und Oranienstein (1868). Nach der Reichsgründung existierten somit sieben Anstalten mit knapp 2 000 Plätzen⁵⁵⁾. 1892 kam das Kadettenhaus Karlsruhe und 1900 das in Naumburg/S. hinzu. Zuvor war das Stammhaus Potsdam in die neu gegründete und um mehr als das Doppelte erweiterte Hauptkadettenanstalt Lichterfelde (1878) umgezogen.

(3) Adel und Bürgertum im Kadettenkorps

Dieser Ausbau seit Mitte des Jahrhunderts war jedoch nur möglich unter der zunehmend großzügiger angewandten prinzipiellen königlichen Genehmigung, die Kadettenanstalten auch bürgerlichen Bewerbern zu öffnen.

Bis 1800 war das Kadettenkorps ausschließlich adeligen Zöglingen vorbehalten gewesen. Die Einhaltung dieses Prinzips wurde streng überwacht. Friedrich II. forderte beispielsweise in einer Verfügung an die westpreußische

⁵⁴⁾ Vgl. etwa H. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, 4. Teil, Neuzeit, photom. Nachdruck der 1. Aufl., Berlin 1962, S. 298.

⁵⁵⁾ Vgl. L. v. Stein, Die Lehre vom Heerwesen, a. a. O., S. 205.

Regierung vom 1. Juni 1776, daß „der Adel aller gegenwärtig zu Culm befindlichen Kadetten genau zu untersuchen, und jeder in diesem Bezuge nicht legitimierte Zögling sofort zu entlassen und durch einen echt Adelligen zu ersetzen sei; daß auch künftig kein Knabe ohne vorherige Adelslegitimation aufzunehmen wäre“⁵⁶⁾.

Auch unter Friedrich Wilhelm II. hatte jeder Aspirant auf eine Kadettenstelle neben Taufzeugnis und Gesundheitsattest einen Adelsnachweis zu erbringen⁵⁷⁾, und noch 1799 wurde mit der Kabinettsorder vom 7. April die Pflicht zur Adelslegitimation für alle Kadettenbewerber erneuert. Besonders galt dies für den „unbekannten und unregulierten Adel der neuen Provinzen Süd- und Neu-Ostpreußen“, von dem nur Söhne solcher Väter in das Kadettenkorps aufgenommen werden durften, die, „bei einem gerichtlichen Nachweis eines jährlichen Einkommens von 150 Thlr., in jedem einzelnen Falle durch die kompetenten Kammern als adelig legitimiert würden“⁵⁸⁾. Bewerbungen des ausländischen Adels wurden durch das Kabinett geprüft und blieben der königlichen Entscheidung vorbehalten. Erst mit der Kabinettsorder vom 9. November 1800 wurde bestimmt, daß „ausnahmsweise und durch den W g königlicher Gnade, auch die Söhne bürgerlicher Offiziere Eingang finden sollten“⁵⁹⁾.

Im Dezember desselben Jahres bezogen die ersten zwölf bürgerlichen Kadetten die Potsdamer Anstalt. Später wurde dann im Zuge der preußischen Reformen festgelegt, daß die Aufnahme in das Kadettenkorps grundsätzlich allen Offiziersöhnen offenstehen sollte, auch den bürgerlichen⁶⁰⁾.

Diese Bestimmung bewirkte jedoch bis weit in die fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein keine Änderung der sozialen Zusammensetzung des Kadettenkorps, da die Offiziere, die im Jahr 1809 Söhne im kadettenfähigen Alter hatten, schon vor der Jahrhundertwende Offizier geworden sein mußten⁶¹⁾; zu jenem Zeitpunkt bestand jedoch

⁵⁶⁾ Nach A. v. Crousaz, Geschichte des Königlich Preußischen Kadetten-Corps nach seiner Entstehung, seinem Entwicklungsgange und seinen Resultaten, Berlin 1857, S. 138.

⁵⁷⁾ Vgl. ebda., S. 179.

⁵⁸⁾ Ebda., S. 234.

⁵⁹⁾ Ebda., S. 240.

⁶⁰⁾ Vgl. ebda.

⁶¹⁾ Diese Überlegung stammt von K. Demeter, Das Deutsche Offizierskorps in Gesellschaft und Staat 1650—1945, 4. überarb. u. erw. Aufl. Frankfurt/M. 1965, S. 12.

nahezu das gesamte Offizierskorps aus Adelligen⁶²⁾.

Erst nach den Einigungskriegen erzwang der Offiziersmangel im Heer eine wenn auch nicht grundlegende, so doch signifikante Erhöhung des bürgerlichen Anteils in den Kadettenanstalten. Im Kadettenhaus Culm beispielsweise pendelte er sich auf ca. 50 Prozent ein⁶³⁾, um erst nach der Jahrhundertwende auf nahezu 70 Prozent zu steigen.

(4) Erziehung und Sozialisation in den Kadettenschulen des Kaiserreiches

a) Ausbildung und Unterricht

Die zukünftige militärische Berufsbestimmung des Kadetten stand im Zentrum der pädagogischen Bemühungen im Kadettenkorps vor und während des Kaiserreiches. Zwischen dem 11. und 13. Lebensjahr trat der junge Kadett in eines der Provinzialinstitute ein, um nach drei Jahren an die Hauptkadettenanstalt Lichterfelde zu wechseln. Mit Kabinettsorder vom 18. Januar 1877⁶⁴⁾ wurde der Lehrplan der Kadetteninstitute mit dem einer Realschule erster Ordnung gleichgesetzt; die Vorinstitute vermittelten den Lehrstoff bis zur Obersekunda, die Hauptkadettenanstalt bestand aus der Unter- und Oberprima sowie einer für herausragende militärische Leistungen eingerichteten Militärklasse „Selecta“. Die Versetzung von dem Hauptinstitut in das Heer erfolgte in der Regel im 17. Lebensjahr, bei gut bestandener Offiziersprüfung als Secondelieutenant, sonst als Portepfeefähnrich.

Allerdings mag das der Verwendung in der Armee vorgeschaltete Prüfungssystem darüber hinwegtäuschen, daß im allgemeinen den Schulfächern keine besonders große Bedeutung beigemessen wurde. Der spätere Soziologe Leopold von Wiese stellte in seinen Erinnerungen an seine Kadettenjahre fest, daß die Unterrichtsanforderungen gering waren: „Es war viel wichtiger im Turnen als im Latein oder Mathematik etwas zu leisten ...“⁶⁵⁾, und Ernst von Salomon konstatierte,

daß bei sonst guter militärischer Qualifikation auch schlechte schulische Leistungen im Kadettenkorps kein Grund dafür waren, von einer besonderen Förderung ausgeschlossen zu werden; eine Versetzung an die Hauptkadettenanstalt war für diese Zöglinge die Regel, wo sie dann in besonderen Klassen gefördert wurden⁶⁶⁾.

Andererseits wurden auch bei guten schulischen Leistungen die als nicht oder weniger militärisch befähigt angesehenen Kadetten gar nicht erst nach Berlin überwiesen. Sie traten nach der Tertia oder Sekunda, je nach militärischem Prüfungsabschluß, als Fähnriche, Unteroffiziere oder einfache Soldaten in das Heer⁶⁷⁾. Gehorsam und Anpassungsfähigkeit, militärisches Auftreten und standesgemäßes Denken wurden höher bewertet als Kenntnisse und Bildung, die nur zu häufig als bürgerliche Werte abqualifiziert wurden und von denen man befürchtete, daß sie den „Geist der Armee“ verändern könnten⁶⁸⁾. Diese Grundhaltung blieb bestimmend für die Bildungskonzeption im Kadettenkorps, wie aus einem Schreiben des Militärkabinetts vom 24. März 1909 hervorgeht.

Auf die Klage der Generalinspektion des Militär-, Erziehungs- und Bildungswesens über die geringe Allgemeinbildung des preußischen Offiziers im Vergleich mit anderen Ständen und mit dem Ausland⁶⁹⁾ antwortete das Militärkabinett u. a. wie folgt: „Gewiß ist es erwünscht, daß unser Offiziersersatz möglichst gute Schulkenntnisse erwirbt; wir müssen aber mit den Verhältnissen rechnen und uns damit abfinden, daß man, solange eine erhebliche Zahl unserer Leutnantsstellen unbesetzt ist, nicht die Anforderungen erhöhen kann. Für ein großes Unglück halte ich dies auch nicht, wenn es uns nur nicht an Charakteren fehlt.“⁷⁰⁾

Diesen Grundsätzen entsprechend nahm die militärische Ausbildung einen herausragenden Stellenwert im Leben der Kadetten ein. Der Tagesablauf bestimmte „4—5 Stunden zu

⁶²⁾ Vgl. E. Obermann, Soldaten — Bürger — Militäristen. Militär und Demokratie in Deutschland, Stuttgart 1958, S. 78.

⁶³⁾ Vgl. J.-K. Zabel, Das preußische Kadettenkorps, a. a. O., Anhang III.

⁶⁴⁾ Abgedruckt bei v. Scharfenort, Das Königlich Preussische Kadettenkorps 1859—1892 unter den Kaisern und Königen Wilhelm I., Friedrich III., Wilhelm II., Berlin 1892, S. 33 f.

⁶⁵⁾ L. v. Wiese, Kindheit — Erinnerung aus meinen Kadettenjahren, Hannover 1924, S. 46.

⁶⁶⁾ Vgl. Ernst v. Salomon, Die Kadetten, Berlin 1933, S. 90 f.

⁶⁷⁾ Vgl. B. Poten, Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens, a. a. O., S. 322 f.

⁶⁸⁾ Vgl. den auf diese Problematik bezogenen Abschnitt „Bildung als Gefahr für das altpreussische Offiziersideal“, in: R. Höhn, Sozialismus und Heer, Bd. 2, Bad Homburg v. d. H. 1959, S. 204 ff.

⁶⁹⁾ Abgedruckt bei K. Demeter, Das deutsche Offizierskorps in Gesellschaft und Staat, a. a. O., S. 269 ff.

⁷⁰⁾ Ebd., S. 270.

militärischen und Leibesübungen" ⁷¹⁾, und schon in den Provinzialinstituten wurden das Einüben einer militärischen Haltung, die „Ausführung der verschiedenen Marschbewegungen“ und die „Kenntniß und Handhabung des Infanterie-Gewehrs“ ⁷²⁾ als militärische Ausbildungsziele vorgesehen. Fest in den Dienstbetrieb integriert war auch die tägliche Parade, die als militärisches Zeremoniell nach dem „Exercir-Reglement für die Infanterie“ abgehalten wurde ⁷³⁾.

Einen besonderen Schwerpunkt bildete die militärpraktische Ausbildung im Hauptinstitut Lichterfelde. Sie bestand vor allem in der „Einübung der Evolution eines Infanterie-Bataillons und des Tiraillements, sowie in praktischer Anleitung zum Garnison- und Felddienste“ ⁷⁴⁾. Diese Form militärischer Kriegsbildungen fand seine Ergänzung in standesgemäßen Exerzitien wie Voltigieren, Rappier- und Bajonettfechten und täglichen Paraden mit anschließendem Wachaufzug, somit ein volles militärisches Ausbildungsprogramm, bei dem die Vermittlung wissenschaftlicher Kenntnisse und Fähigkeiten nur eine sehr untergeordnete Rolle spielten.

b) Erziehungsziele und -grundsätze

Soweit sich in der Kadettenerinnerungsliteratur aus dem Konglomerat unterschiedlich gewichteter und pathetisch artikulierter Forderungen an Gesinnung und Charakter zukünftiger Offiziere systematisch als Erziehungsziele erkennbare Elemente herauskristallisieren lassen, ranken sich diese um die Begriffe Gehorsam, Ehre und Pflicht. Dabei erscheint als übergeordneter Erziehungsgrundsatz die religiöse Verankerung in den göttlichen Geboten. So verlangte Wilhelm II., das Gewicht der Erziehung darauf zu legen, „daß die Zöglinge in Gottesfurcht und Glaubensfreudigkeit zur Strenge gegen sich, zur Duldsamkeit gegen andere erzogen und in der Überzeugung befestigt werden, daß die Bethätigung der Treue und Hingabe an Herrscher und Volk gleich wie die Erhaltung aller Pflichten auf göttlichen Geboten beruht“ ⁷⁵⁾. Dieser in religiöses Pathos gekleidete Gehorsamsanspruch war der Kern, auf den sich die Erziehungsbemühungen im Kadettenkorps richteten

und an den die Elemente Ehre und Pflicht unabdingbar geheftet waren. Damit waren die monarchischen Entscheidungen in die Nähe göttlicher Verfügungen gerückt, irdischen Maßstäben und damit auch der Kritik entzogen. Schlimmer: Der Militärdienst erhielt den Charakter christlicher Pflichterfüllung, der Kriegszug das Gewicht eines religiösen Opfergangs: „Das Kadettenkorps muß seine Zöglinge für die Armee, diese von Gottesfurcht durchwehte Schule, in der religiösen Überzeugung von einem Leben nach dem Tode erziehen, in welchem auch ungesehene Treue ihren Lohn findet, und in ihr das Hauptmotiv finden, welches den Soldaten am sichersten zur äußeren Erfüllung seiner Kriegspflichten treibt.“ ⁷⁶⁾

Stellvertretend für das göttliche Gebot stand die Pflichterfüllung gegenüber dem Vorgesetzten: „Die allgemeine Erziehung leitet den Zögling hauptsächlich dahin, seinen Willen, dem im Gebote seiner Vorgesetzten ausgedrückten göttlichen Willen überzeugungsvoll unterzuordnen.“ ⁷⁷⁾

Damit erschien jeder Befehl eines Vorgesetzten als Ausdruck göttlichen Willens, Insubordination gleichsam als Sünde, die streng bestraft werden mußte ⁷⁸⁾.

Ein wesentlicher Gesichtspunkt darüber hinaus war, daß der geforderte Gehorsam nur dann dem höchsten Willen entsprach, wenn er aus „klarer Erkenntniß und aus Überzeugung“ ⁷⁹⁾ entsprang. Die Durchsetzung des Gehorsams war somit nur die eine Seite des Erziehungsanspruchs, die andere war, bei den „Zöglingen ... dahin zu trachten ..., ihre Einsicht und ihr Urtheil zu entwickeln ...“ ⁸⁰⁾, das heißt, zu erziehen war nicht al-

⁷⁶⁾ Ebda.

⁷⁷⁾ A. v. Crousaz, Geschichte des Königlich Preussischen Kadetten-Corps, a. a. O., S. 318.

⁷⁸⁾ Auf den tiefenpsychologischen Aspekt einer solchen Allianz von Gott und Vorgesetztem hat Freud in seiner Arbeit „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ 1921 hingewiesen: Ähnlich wie Christus jedem einzelnen der gläubigen Masse als Vaterersatz, erscheine jeder Feldherr, ja jeder Vorgesetzte als Vater seiner Soldaten, der sie alle gleich liebe; die Ideen des nationalen Ruhmes, des Vaterlandes oder andere Ideen spielten gegenüber solch einer als „libidinöse Struktur einer Armee“ zu bezeichnenden Tendenz eine entbehrliche Rolle. Vgl. Sigmund Freud, Massenpsychologie und Ich-Analyse, in: ders., Fragen der Gesellschaft — Ursprünge der Religion, Studienausgabe, Bd. IX, Frankfurt/M. 1974, S. 89.

⁷⁹⁾ v. Scharfenort, Das Königlich Preussische Kadettenkorps 1859—1892, a. a. O., S. 79.

⁸⁰⁾ Ebda.

⁷¹⁾ A. v. Crousaz, Geschichte des Königlich Preussischen Kadetten-Corps, a. a. O., S. 320.

⁷²⁾ Ebda., S. 381.

⁷³⁾ Vgl. ebda.

⁷⁴⁾ Ebda.

⁷⁵⁾ Nach v. Scharfenort, Das Königlich Preussische Kadettenkorps 1859—1892, a. a. O., S. 80.

lein zu Gehorsam, zu erziehen war zu „willigem“ Gehorsam. Nicht mechanistisch ausgerichtete Befehlsempfänger, wie sie die Militärstrategie des Absolutismus benötigte, sollten herangezogen werden, sondern überzeugte, gehorsam bis in den Tod sich verleugnende Soldaten. Es galt nicht einfach Erziehungsziele durchzusetzen, sondern es galt, einen neuen Menschen, einen neuen Soldatentypus zu schaffen.

Gehorsamsprinzip und Pflichtbestimmung waren unmittelbar mit dem Begriff der Ehre verknüpft, die als Ziel „der sittlichen Entfaltung bei der Erziehung“⁸¹⁾ betrachtet wurde: „Wahre Ehre kann ohne Treue bis in den Tod, ohne unerschütterlichen Muth, feste Entschlossenheit, selbstverleugnenden Gehorsam, lautere Wahrhaftigkeit ... wie ohne aufopfernde Erfüllung selbst der anscheinend kleinsten Pflichten nicht bestehen.“⁸²⁾

Aus dem bisher Ausgeführten kann zusammenfassend gefolgert werden, daß Unterricht und Erziehung im Kadettenkorps eindeutig und Übergewichtig von militärischen Präferenzen diktiert waren. Die vorgegebenen Erziehungsgrundsätze wurzelten in einem religiösen Pathos, aus dem ebenso einseitig der militärische Gehorsamsanspruch abgeleitet wurde. Die Verklammerung des Herrscherwillens und der Vorgesetztenbefehle mit dem göttlichen Willen rechtfertigten ein breites Spektrum von Sanktionsmechanismen, um den Erziehungsprozeß an den Kadetten gleichsam als neuen Menschwerdungsprozeß zu vollziehen. Diese Mechanismen waren Teil eines Sozialisationsprozesses, der die jungen Menschen in ihrer Totalität erfaßte und sie entweder erdrückte oder zu willenlosen Werkzeugen des militärischen Herrschaftsapparates machte.

c) Sozialisation in „totaler Institution“

Ein Erziehungsprozeß, an dessen Ende ein neuer Mensch stehen sollte, machte die völlige Umstülpung des Individuums notwendig. Die Identität des Kadetten mußte zerstört werden, bevor eine Neuausrichtung gelingen konnte. Dies geschah mit Hilfe von Sozialisierungstechniken, die mit denen totaler Institutionen identisch waren.

Goffman hat totale Institutionen mit den folgenden vier Merkmalen charakterisiert: „1. Alle Angelegenheiten des Lebens finden an

ein und derselben Stelle, unter ein und derselben Autorität statt. 2. Die Mitglieder der Institution führen alle Phasen ihrer täglichen Arbeit in unmittelbarer Gesellschaft einer großen Gruppe von Schicksalsgenossen aus ... 3. Alle Phasen des Arbeitstages sind exakt geplant, ... und die ganze Folge der Tätigkeiten wird von oben durch ein System expliziter formaler Regeln ... vorgeschrieben. 4. Die verschiedenen ... Tätigkeiten werden in einem einzigen rationalen Plan vereinigt, der angeblich dazu dient, die offiziellen Ziele der Institution zu erreichen.“⁸³⁾

Diese Kriterien stimmen mit den vorherrschenden Bedingungen im Kadettenkorps überein. Es erscheint daher gerechtfertigt, in diesem Sinne von Kadettenanstalten als totalen Institutionen zu sprechen. Hierbei sind zwei Sozialisierungsebenen zu unterscheiden. Einerseits ergeben sich bestimmte Anpassungsmechanismen aus der planvoll organisatorischen Festlegung militärisch reglementierter Strukturen und Prozesse. Diesen als formal zu bezeichnenden Sozialisierungsbedingungen stehen die informellen gegenüber, die sich gleichsam außerhalb der offiziellen Ebene gruppenspezifisch für die Kadetten bildeten.

Untersucht man beide Bereiche an Hand von autobiographischem Material, so lassen sich in Anlehnung an Goffman im formellen Sozialisierungsbereich der Kadetteninstitute drei maßgebende Bedingungsfaktoren unterscheiden: ein Katalog festgelegter Aufnahmeverfahren, ein Bündel von Maßnahmen, die den Identitätsverlust des Kadetten bewirken sollten, und schließlich ein Privilegiensystem, in welchem die Sanktionsmechanismen zur Durchsetzung des normierten Verhaltens festgelegt waren.

Im informellen Bereich wurde die Sozialisation unter den Kadetten durch die hierarchische Sozialstruktur und die hohe Bedeutung der physischen Gewalt im Umgang miteinander bestimmt. Am Ende stand der „sozialisierte Kadett“, der Offiziersanwärter, der schon als Jugendlicher die psychosozialen Dispositionen erlangt hatte, die er als Offizier des kaiserlichen Deutschland in vollem Ausmaß zu erfüllen hatte. Auf die hier skizzierten Punkte soll im folgenden kurz eingegangen werden.

⁸¹⁾ Ebda., S. 81.

⁸²⁾ Ebda.

⁸³⁾ Erving Goffman, *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*, Frankfurt/M. 1973, S. 17.

— Aufnahmeverfahren

Der Sozialisationsprozeß, der auf die jungen Kadetten einwirkte, setzte mit brutaler Härte und ohne Rücksicht auf die physische Konstitution, die psychische Belastungsfähigkeit oder die außerhalb der Anstalten gemachten Erfahrungen ein. Der Neuling kommt, wie Goffman festgestellt hat, mit einem bestimmten Bild von sich selbst, das durch bestimmte soziale Bedingungen seiner heimischen Umgebung ermöglicht wurde, in die Anstalt⁸⁴⁾. Beim Eintritt wird er sofort der Hilfe beraubt, die diese Bedingungen ihm boten: Er durchläuft einen Prozeß von Aufnahme-meriten in Form von Degradierungen, Erniedrigungen und Entwürdigungen seines Ich, die zum Teil zu einer Art Initiation verfeinert wurden. In der Anfangsphase der Kadettenzeit mußte der Neuankömmling weitere Prozeduren über sich ergehen lassen. Hierzu gehörten die ärztliche Untersuchung, die Abgabe der Zivilkleider und die Uniformierung sowie die Einweisung in die örtlichen Räumlichkeiten der Anstalt — Vorgänge, die in den autobiographischen Aufzeichnungen ehemaliger Kadetten eine große Rolle spielen⁸⁵⁾. Neben der ärztlichen Untersuchung nahm meist die Uniformierung einen breiten Raum der Schilderungen ein. Charakteristisch bei der Uniformierung als Form der Aufnahme-prozedur war, daß damit in der Regel nicht eine Stärkung des Selbstgefühls hervorgerufen werden sollte, etwa durch eine schneidige, farbenfrohe Uniform. Die Anstaltsuniform war vielmehr in den meisten Fällen schon häufig getragen worden, machte einen schäbigen Eindruck und war trist und farblos. Salomon schilderte seine Einkleidung wie folgt: „... das Hemd schien etwas grau und die Unterhose war einfach scheußlich, unten mit Bündelchen zum Zubinden, Weste, schwarze Halsbinde ... Die blaue Litewka, einfach blau, ohne Schmuck, fast zivil, das weiße Drillichzeug, ein paar Lederhausschuhe, ein paar Kommißbotten, halbschäftig und genagelt ...“⁸⁶⁾. Wie gesagt, sollte die Uniform zunächst nicht das Selbstbewußtsein des Zöglings heben, sondern diente allein der Förderung des Identitätsverlustes. Daher wurde oft bewußt auf eine gute Paßform der Uniform verzichtet: „Beim Einkleiden stellte sich heraus, daß mir ... alle Röcke zu groß waren.

⁸⁴⁾ Vgl. ebda., S. 25.

⁸⁵⁾ Vgl. z. B. E. v. Salomon, Die Kadetten, a. a. O., S. 15 ff.

⁸⁶⁾ Ebda., S. 22.

Dieses Manko wurde aber nicht etwa durch Abänderung der Montur behoben, sondern man ließ mich einfach in den zu großen Rock hereinwachsen.“⁸⁷⁾

Am Ende des Aufnahmegeschehens stand in der Regel die Ansprache des Kompaniechefs, die gleichsam den Höhepunkt des Verfahrens bildete. In Salomons Erinnerungen liest sich das so: „Oberleutnant Kramer sagte: ‚Meine Herrn!‘ Er machte eine Pause, ging das Glied entlang und sah jeden einzelnen der zeh-, elf-, zwölfjährigen Kadetten mit durchbohrenden Augen an: Er sagte: ‚Meine Herren! Sie haben den schönsten Beruf erwählt, den es auf dieser Erde gibt. Sie haben das höchste Ziel vor Augen, das es auf Erden nur geben kann. Wir lehren Sie hier dies Ziel zu erfüllen. Sie sind hier, um das zu lernen, was ihrem Leben erst die letzte Bedeutung verleiht. Sie sind hier, um Sterben zu lernen... Dies zu lernen, fangen wir jetzt, zu dieser Stunde an. Wir fangen ganz von vorne an. Alles, was Sie bisher erlebten, sahen und begriffen, haben Sie zu vergessen. Alles, was Sie nun erleben, sehen und begreifen, geschieht, Sie würdig zu machen für das Ziel, das Sie sich vorgesetzt. Sie haben von nun an keinen freien Willen mehr; denn Sie haben gehorchen zu lernen, um später befehlen zu können. Sie haben von nun an nichts anderes zu wollen, als was Sie zu wollen haben.“⁸⁸⁾

— Identitätsverlust

Indem der junge Kadett seine persönliche Habe und seine Kleidung gegen militärische Ausrüstung und Uniform einzutauschen gezwungen war, gab er auch seine äußere „Identitäts-Ausrüstung“ auf, die zur Aufrechterhaltung seiner persönlichen Fassade gedient hatte⁸⁹⁾. Gleichzeitig war mit der Einlieferung ins Kadettenkorps ein völliger Bruch der bisherigen sozialen Beziehungen verbunden, ohne daß eine neue Rollendisposition bereits ausgeprägt gewesen wäre. In dieser Situation vollzog sich nun in der „eigentlichen Erziehungsarbeit“ der Abbau des inneren Identitätsgerüsts, ein Vorgang, der sich als Verlust aller bisher erworbenen Persönlichkeitsmerkmale deuten läßt. Dies begann

⁸⁷⁾ B. v. Aulock-Radau, Vier Jahre Kadett in Wahlstatt, unv., masch.-geschr. Manuskript, Brilon 1955, Zentralbibliothek der Bundeswehr, Düsseldorf, Arch.-Nr. Ks 1594, S. 4.

⁸⁸⁾ E. v. Salomon, Die Kadetten, a. a. O., S. 28 f.

⁸⁹⁾ Vgl. E. Goffman, Asyle, a. a. O., S. 30.

mit der sonst im Alltagsleben nicht üblichen Anredeform „Sie“, einem anstaltseigenen Benennungssystem und einer Sprache, die in ihren Formen und ihren Kürzeln dem militärischen Reglement entstammte und die die allein mögliche Kommunikationsform zwischen dem Vorgesetzten und dem Kadetten bestimmte. Der Selbstschutz von Gefühlsäußerungen war dem Zögling verwehrt: Vorgesetzten gegenüber hatte er Haltung anzunehmen, Demütigungen und Schmähungen hatte er mit unbewegter Haltung entgegenzunehmen und seine Gefühle zu verbergen. Sentimentalitäten wie Heimweh waren verpönt, Bestrafungen wurden mit starrer Miene entgegengenommen, und es war ehrenrührig, bei Prügeln zu schreien⁹⁰⁾.

Als wirkungsvollstes Mittel erschien jedoch die totale Reglementierung des Tagesablaufes, was durch das folgende Beispiel verdeutlicht werden mag: „Am Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag beginnt im Sommer um 6 Uhr, im Winter gleich nach dem Frühstück Arbeitsstunde, die bis 7.15 Uhr dauert, nach derselben reinigen die Kadetten ihre Kleidungsstücke, marschieren 5 Minuten nach 1/2 8 Uhr nach dem Stellplatz der Kompanie... zum Revidieren des Anzugs und von hier in den Betsaal zum Morgengebet... Um 8 Uhr beginnt der Unterricht und dauert den Mittwoch und Sonnabend bis 11 Uhr, an den anderen Werktagen bis 12 Uhr; nach jeder Stunde ist eine Zwischenzeit von 8 Minuten zur Bewegung der Kadetten auf dem Spielhofe.“⁹¹⁾

Dieser Tagesausschnitt demonstriert die totale Reglementierung der Zeit. Der Verlust der Möglichkeit eigener Zeitdisposition ging einher mit der völligen Bevormundung von Handlungen, die Goffman als Verlust der „persönlichen Ökonomie des Handelns“⁹²⁾ bezeichnet; so bedurfte zum Beispiel das Aufstehen vom Arbeitstisch schon der Erlaubnis des Stubenältesten.

Erschwerend kam hinzu, daß der Zögling in der Kadettenanstalt nie völlig allein war; stets war er in Sicht- und Hörweite anderer Personen, selbst die Toiletten hatten keine

Türen. Diese totale soziale Kontrolle war es, die das Individuum allmählich in seiner Identität zerstörte, wie das auch aus der Schilderung Reitzensteins hervorgeht: „Bei Tage und bei Nacht war er umgeben von der unruhigen Genossenschaft. Nie gab es auch nur eine Stunde, wo diese abschleifende, nivellierende Last einmal ausgesetzt hätte. Keine Bewegung, kein Atemzug, kein Widerspiel eines Gedankens, ja, nicht einmal der Gedanke selbst ohne die Kontrolle einer kritikwachen Schar fremder Augen.“⁹³⁾

Die soziale Kontrolle war nicht nur Verstärker, sondern gleichzeitig die notwendige Voraussetzung der beabsichtigten Selbsterstörung. Aus ihr gab es allenfalls die Flucht in innere Wunschphantasien, wie L. v. Wiese das beschrieben hat: „Obwohl das tägliche Leben so eingerichtet war, daß man in beständiger Aufmerksamkeit nach außen leben mußte, Knöpfe zu putzen, Linien zu ziehen, die Älteren zu bedienen, Ehrenbezeugungen zu machen hatte, obwohl es bei Tage und bei Nacht keinen Winkel des Alleinseins gab, obwohl man ohne Erlaubnis des Stubenältesten nicht vom Tisch zum Schranke gehen durfte — wuchs das innere Leben mit seinen unverwirklichten Gesichtern ins Überirdische hinein.“⁹⁴⁾

Zerstörung der Identität, um ein neues Individuum aufzubauen — diese Sozialisationstechnik war tragendes Moment des gegenseitigen Umgangs in der Kadettenerziehung. Sie wurde unterstützt durch ein Bündel von Sanktionsmechanismen, Strafen und Belohnungen, die das vordergründige Erziehungshandeln bestimmten.

— Sanktionen und Privilegien

In der Tat stellten Belohnungen und Strafen die einzige Art offizieller erzieherischer Reaktion in den Kadettenanstalten dar. Dies geht u. a. aus dem überaus exakten Spektrum der Strafmöglichkeiten hervor. „Die verschiedenen Strafarten sind folgende: 1. Entlassung... eines Zöglings aus dem Kadettenkorps, 2. Körperliche Züchtigung..., 3. Degradation, 4. Suspendierung von einer Charge, 5. Zurückstufung... in eine niedrigere Censurklasse, 6. Corps-arrest, 7. Kompanie-arrest, 8. Stuben-arrest, 9. Entbehnung einer ganzen Mahlzeit, 10. Entbehnung eines Teils derselben, 11. Ur-

⁹⁰⁾ Vgl. E. v. Salomon, Die Kadetten, a. a. O., S. 47.

⁹¹⁾ „Beantwortung der vom Großherzoglich Badischen Herrn Gesandten aufgestellten Fragen betreffend die Organisation des Königlich preussischen Kadetten-Corps.“ Archiv-Nr. II Bn 45, Zentralbibliothek der Bundeswehr Düsseldorf, S. 22.

⁹²⁾ E. Goffman, Asyle, a. a. O., S. 45.

⁹³⁾ H.-F. Frhr. v. Reitzenstein, Vergitterte Jugend. Geschichten aus dem Kadettenkorps, Berlin 1920, S. 87.

⁹⁴⁾ L. v. Wiese, Kindheit, a. a. O., S. 38.

laubsversagung an Sonn-, Feier- und Festtagen, 12. Urlaubsversagung auf längere Zeit, 13. Strafearbeitsstunde . . . , 14. Verweis . . . , 15. Versagung der Rechte der betreffenden Censurklasse . . . , 16. Strafmeldungen.“⁹⁵⁾

Diesem Strafsystem war ein besonders ausgeklügeltes Privilegiensystem gegenübergestellt: die Einteilung in Sittenklassen. Mit diesem Prinzip war neben der formellen Einteilung in Jahrgangs- bzw. Leistungsklassen eine moralische Klassifizierung über alle Jahrgänge hinweg institutionalisiert worden, die es erlaubte, neben der äußerlich meßbaren Leistung auch den Grad der inneren Hinwendung des einzelnen zum System faßbar zu machen. Jeder neuangekommene Kadett wurde in die dritte Sittenklasse eingereiht. Aus dieser rückte derjenige, „welcher pflichttreu seine Schuldigkeit thut, in die zweite und erste auf, deren jede ihm eine größere Freiheit und Selbständigkeit gewährt“⁹⁶⁾. Verfehlungen der kleinsten Art hatten dagegen schon eine Zurückstufung in eine niedere, die vierte oder fünfte Sittenklasse zur Folge. Ein Aufstieg in der Sittenklasse war die Voraussetzung für eine Beförderung zum nächsthöheren Dienstgrad oder für das Erreichen einer höheren Charge, z. B. Stubenältester oder Kompanieführer. Darüber hinaus war man gegenüber den anderen Kadetten durch besondere öffentliche Ehrungen ausgewiesen: „Überall, auf den Anciennitätstafeln im Korridor, auf den Heften in der Schule, in den Büchern im Spind zeigte eine rote Unterstreichung des Namens mein höheres sittliches Niveau . . . ich brauchte beim Mittagsappell, wenn der Hauptmann . . . die Briefe verteilte, nicht mehr meinen Brief zu öffnen und unter Vorzeigung der Unterschrift laut den Absender zu melden, sondern ich durfte mit dem geschlossenen Brief stumm kehrt machen und ins Glied zurücktreten. Solche und ähnliche Prärogativen waren mit der Zugehörigkeit zur zweiten Sittenklasse verbunden.“⁹⁷⁾

Dieses Aufsteigen in der Kadettenhierarchie bedeutete auch gleichzeitig, daß die mit der niederen Position verbundenen Demütigungen

durch die Kameraden ihr Ende fanden. Bis dahin jedoch wurde die Führung des einzelnen Kadetten genau registriert: die im Sinne des Systems positiven Haltungen wie die Verfehlungen. Ihren Niederschlag fanden die Verhaltensbewertungen in einem jährlichen Führungszeugnis, das wiederum Grundlage für eine Rangliste war, die, wie im Offizierskorps, die Reihenfolge der Wertigkeit der Kadetten festhielt. Es erscheint bemerkenswert, daß in dieser Rangliste, die die Grundlage der militärischen Karriere bildete, schulische Leistungen, gleich ob positiv oder negativ, nicht mitberücksichtigt wurden⁹⁸⁾.

— Hierarchie und physische Gewalt unter den Kadetten

Unabhängig von dieser offiziellen Rangliste existierte unter den Kadetten eine inoffizielle Rangfolge des sozialen Status, äußerlich sichtbar an einem über Jahrzehnte gleich gebliebenen Benennungssystem⁹⁹⁾, mit dem eine genau eingehaltene Hierarchie von Privilegien verbunden war.

Im ersten Jahr richtete sich der Druck der Gruppe mit aller Härte gegen die neu eingetretenen Kadetten; sie stellten die Zielscheibe aller nur erdenkbaren Schikanen dar, fast nur mit Schlägen und körperlichen Quälereien verbunden. Die Kadettenerinnerungsliteratur ist voll solcher sadistischer Beschreibungen. Jeder Kadett hatte diese unterste Stufe der Torturen zu durchlaufen, bevor er es nach einer gewissen Zeit der Initiation als sein Recht ansehen konnte, die an ihm ausgeübten Grausamkeiten wiederum auf die Neuankömmlinge zu übertragen¹⁰⁰⁾.

Höhepunkt und Initiationsritual zugleich war die sogenannte „glatte Lage“, ein Prügelzeremoniell, bei dem der Abzuurteilende sich einer mehr oder weniger freiwilligen Prügel-

⁹⁵⁾ Vgl. E. v. Salomon, Die Kadetten, a. a. O., S. 88.

⁹⁶⁾ Der ehemalige Kadett Aulock-Radau schreibt dazu: „Neben . . . amtlichen Klassierungen und Beförderungen gab es . . . noch eine inoffizielle Einstufung, die viel schwerer wog und eine große Rolle im Kadettenleben spielte. Die Neuen im ersten Jahr hießen ‚Schnappsäcke‘ und wurden von den älteren Kameraden mit äußerster Geringschätzung behandelt . . . Im zweiten Jahr wurde man ‚Brottsack‘, das dritte Jahr brachte den Titel ‚Alter Kadett‘, womit man schon wohl angesehen war. Dann wurde man ‚Silberne Schnalle‘, im nächsten Jahr ‚Goldene Schnalle‘ und schließlich ‚Bemoostes Haupt‘“. B. v. Aulock-Radau, Vier Jahre Kadett in Wahlstatt, a. a. O., S. 5 f.

¹⁰⁰⁾ Vgl. etwa L. v. Wiese, Kindheit, a. a. O., S. 12 f.

⁹⁵⁾ Beantwortung der vom Großherzoglich Badischen Herrn Gesandten aufgestellten Fragen . . . , a. a. O., S. 18 ff.

⁹⁶⁾ Boesser, Erziehung und Unterricht im Königlich Preussischen Kadettenkorps, Berlin 1894, S. 9.

⁹⁷⁾ Fr.-W. Isenburg, Kadettenleben. Erinnerungen an meine Jugendjahre am großen Plöner See, Hamburg 1958, S. 53.

strafe durch die anderen Kadetten zu unterwerfen hatte. Wiese spricht von einem „Überbleibsel der mittelalterlichen Tortur mit einer Abschattung ins Massenpathologische“¹⁰¹⁾ und schildert die Prozedur wie folgt: „Der Delinquent wird über einen Querbaum gezogen; jedes Mitglied der Kompanie ist berechtigt und moralisch verpflichtet, mit einem beliebigen Instrument den Körper des Verbrechers aus Leibeskräften zu bearbeiten. Es kommt darauf an, daß die Hiebe auf Rücken, Gesäß und Beine in schnellster Folge fallen. Die Prozedur darf sich, da sie sonst zu sehr auffällt, nicht über fünf Minuten erstrecken.“¹⁰²⁾

Die Hervorhebung solcher Rituale ist nur deshalb bemerkenswert, weil sie sich in der Literatur bis zu den Anfängen der Kadettenausbildung verfolgen lassen. Die starke Abgeschlossenheit der Institute, die Homogenität ihrer sozialen Strukturen sowie die restriktive Anwendung korporativer Normen ließen formelle und informelle Sozialisationsmechanismen über Jahrhunderte gleich bleiben.

So wurden beispielsweise Meinungsverschiedenheiten unter den Kadetten stets in Form von Zweikämpfen ausgetragen, und dies auch zu dem Zweck, eine informelle Rangordnung zu erhalten. „Beleidigungen... können nur mit der Waffe in der Hand gesühnt werden. Woher eine Waffe nehmen? Wenn Ihr keinen hölzernen Kindersäbel habt, so nehmt einen Stecken, vielleicht mit Dornen — denn... Blut muß fließen...“¹⁰³⁾

Wiese schreibt: „Richtig aufgenommen in den Kreis der rechten Kadetten war man erst dann, wenn man sich mit Erfolg... ‚gedroschen‘ hatte. Das ‚Dreschen‘ war ein Zweikampf mit Fäusten. Erfordernis war, daß Blut fließen mußte. Das Ziel der Schläge war die Nase oder der Mund. Jedenfalls schlug man ins Gesicht. Durch das ‚Dreschen‘ sollte festgestellt werden, wer von beiden ‚strammer‘ war. Im Laufe des Jahres ergab sich eine ziemlich genaue Reihenfolge der Strammheit, der dem Grad der persönlichen Geltung entsprach.“¹⁰⁴⁾

Dies waren exakt die Verhaltensmuster, die den Duellformen in der Armee entsprachen. Daher erscheint es auch nicht ungewöhnlich,

daß trotz der schon in Altpreußen verbotenen Duelle der fest eingetragene korporative Kodex des Zweikampfes unter Offizieren bis hoch ins 20. Jahrhundert hinein wirksam blieb. Duellanten wurden im allgemeinen recht schnell begnadigt, während ein Offizier, der einen Zweikampf verweigerte, seinen Abschied nehmen mußte. Noch kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurden Weigerungen aus religiösen Gründen nicht anerkannt¹⁰⁵⁾.

— Der „sozialisierte“ Kadett

Welches Ergebnis stand nun am Ende des Sozialisationsprozesses im Kadettenkorps, welche Veränderungen haben die Kadetten bei sich verspürt, welche Einstellungen haben sich verfestigt, welche Bewußtseinsstrukturen wurden ausgeprägt?

Im Laufe der Ausbildung war die Zielbestimmung der Kadetten immer deutlicher geworden. Salomon schrieb: „Was als tolles Spiel des Körpers begann, endete in bitterlichstem Ernst, drängte nach den äußersten Grenzen zweckbewußten Handelns.“¹⁰⁶⁾ Und folgerichtig später: „Wer sollte ertragen können, daß Übung immer Übung bliebe?“¹⁰⁷⁾

Als der Erste Weltkrieg schließlich ausbrach, kannte der Überschwang der Gefühle keine Grenzen mehr. „Junge, was freu ich mich über den schicken Krieg“, läßt Salomon seinen Erzieher sagen¹⁰⁸⁾, und die Kadetten, die bereits mit 17 Jahren eingezogen worden waren, wurden heftig beneidet: „... dort standen die Untersekundaner in erregten Gruppen herum... zehn oder zwanzig Kadetten, die schon das siebzehnte Lebensjahr erreicht hatten und nun fiebernd und lachend, mit geröteten Gesichtern, mit fuchtelnden Händen sich irre Worte der Freude zuriefen...“¹⁰⁹⁾. Selbst die Rückkehr schwerverletzter Erzieher aus den ersten Kämpfen des Krieges und die im Laufe der Zeit immer häufiger eintreffenden Gefallenenmeldungen konnten die verkrusteten Bewußtseinshaltungen nicht mehr aufbrechen: „Oberleutnant Planer erklärte uns ganz genau, wie das sei, wenn man einen Lungenschuß kriegte... Er übersetzte, was er zu sagen hatte, in eine Sprache, die uns verständlich war... Doch blieb

¹⁰¹⁾ Ebda., S. 28.

¹⁰²⁾ Ebda.

¹⁰³⁾ v. Scharfenort, Bilder aus der Geschichte des Kadetten-Korps, Berlin 1889, S. 78.

¹⁰⁴⁾ L. v. Wiese, Kindheit, a. a. O., S. 45.

¹⁰⁵⁾ Vgl. E. Obermann, Soldaten — Bürger — Militaristen, a. a. O., S. 99.

¹⁰⁶⁾ E. v. Salomon, Die Kadetten, a. a. O., S. 65.

¹⁰⁷⁾ Ebda., S. 67.

¹⁰⁸⁾ Ebda., S. 104.

¹⁰⁹⁾ Ebda., S. 110.

es sonderbar, daß gerade die Art, in der Planer uns berichtete... in uns die Scham weckte, nicht fünf Jahre älter zu sein. Von den Kadettenkameraden, die zu Beginn des Krieges ins Feld gezogen waren, blieb kaum einer am Leben. Von ihnen sprachen wir nur gelegentlich, es war selbstverständlich, daß sie fielen, und wir neideten es ihnen." ¹¹⁰⁾

So spricht alles dafür, daß die Erziehungsmittel gegriffen haben. Die Normen und Wertvorstellungen wurden internalisiert, die Vorstellung vom Sterben als der eigentlichen Lebensbestimmung so verfestigt, daß der Sozialcharakter der Kadetten sich nicht einmal graduell von dem der kaiserlichen Offiziere unterschied ¹¹¹⁾.

Die Institutionalisierung militärischer Jugend-erziehung unter dem Aspekt militärhistorischer Sozialisationsforschung hat in der hier vorgelegten skizzenhaften Darstellung zwei Ergebnisse deutlich gemacht.

1. Die Gründung von Erziehungsanstalten unter militärischer Leitung und Kontrolle im 18. und 19. Jahrhundert war ein spätabolutistisches Herrschaftsmittel, das einen nicht unerheblichen Beitrag zur sozialen Militarisierung leistete. Garnisonschulen und Militärwaisenhäuser erlaubten im Zusammenhang mit manufakturerer Produktion einerseits Disziplinierung und industrielle Nutzung und andererseits die Rekrutierung eines soliden Unteroffizierstammes.

Dieses System militärischer Jugend-erziehung wurde mit den Unteroffiziersschulen und Kadettenanstalten des Kaiserreichs übernommen. Hier wurden junge Menschen systematisch auf ihre künftige militärische Lebensaufgabe vorbereitet. Mit den Mitteln einer totalen Erfassung des Individuums in seiner physischen und psychischen Ganzheit wurde die bedingungslose Hingabe an ein System bewirkt,

¹¹⁰⁾ Ebda., S. 167.

¹¹¹⁾ Erich Fromm definiert Sozialcharakter als „Ergebnis der Interaktion zwischen individueller psychischer Struktur und sozio-ökonomischer Struktur“, wobei die sozio-ökonomische Struktur der Gesellschaft den sozialen Charakter ihrer Mitglieder derart formt, „daß sie tun wollen, was sie tun sollen“. E. Fromm, *Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft*, Stuttgart 1976, S. 131.

Es erscheint wichtig, in diesem Zusammenhang noch einmal darauf hinzuweisen, daß dies gleichermaßen für Adel und Bürgertum galt. Unterschiede des Standes waren hier verwischt. Waren die Bürgerlichen erst einmal ins Kadettenkorps aufgenommen, durchliefen diese ohne Unterschied die gleichen Stufen des Sozialisationsprozesses. Hier vollzog sich der bürgerliche Anpassungsprozeß im kleinen, der auf gesamtgesellschaftlicher Ebene zur Herausbildung des von Wehler so genannten Sozialmilitarismus führte ¹¹²⁾ und der, wie Alff im Zusammenhang mit dem Kontinuitätsproblem der deutschen Geschichte feststellte, „die freiheitlichen Kräfte Deutschlands dezimiert und korrumpiert“ hat ¹¹³⁾.

IV. Schlußbemerkung

das Krieg, Kampf, elitäres Machtbewußtsein und romantisch verklärte Vasallentreue gegenüber einem gottähnlichen Monarchen zu den Hauptelementen seiner Ideologie gemacht hat. Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß insbesondere im Kadettenkorps die angewandten Sozialisationsmechanismen tief-sitzende und überdauernde Wirkung zeigten. Unter der Perspektive einer zu referierenden Jugendgeschichte stehen somit die Erziehungs- und Sozialisationspraktiken in militärischen Institutionen in einer historischen, allerdings erst noch herauszuarbeitenden Kontinuität, in welcher Erziehung als Machtanspruch über Leben und Lebensbestimmung junger Menschen begriffen wird. Der vorliegende Versuch, und darin liegt seine didaktische Absicht, sollte dazu beitragen, für die historischen und gegenwärtigen Dimensionen einer solchen Auffassung kritische Sensibilität zu entwickeln.

2. Folgerungen und Ergebnisse unter der Fragestellung historischer Friedensforschung ergeben sich hieraus von selbst. Die Ideologisierung von Kampf und Krieg als das tragende irrationale Element militärischer Sozialisation begründete insbesondere bei den Absolventen der Kadettenschulen im Kaiserreich ein Bewußtsein, das nicht die Kriegsverhinderung suchte, sondern die kriegerische Auseinandersetzung gerade als höchste

¹¹²⁾ Vgl. H.-U. Wehler, *Das Deutsche Kaiserreich*, a. a. O., S. 158.

¹¹³⁾ W. Alff, *Materialien zum Kontinuitätsproblem der deutschen Geschichte*, a. a. O., S. 15.

Lebenserfüllung ansah. Daß damit kriegerische Auseinandersetzungen programmiert schienen, liegt auf der Hand. Und wenn man zudem bedenkt, daß vermutlich der weitaus größte Teil der Staboffiziere und Generale der Weimarer Reichswehr durch die Kadettenanstalten geprägt worden war, kann die abstinente Haltung des Militärs gegenüber der jungen Demokratie eigentlich nicht verwundern.

Die Sozialisation in militärischen Erziehungsinstitutionen war jedoch nur die eine Seite der kriegsfördernden Strategie im Kaiserreich. Die andere Seite zielte auf die gesellschaftliche Anpassung des Bürgertums an das militär-adelige Wertesystem. Die Militarisie-

rung des Alltagsbewußtseins des Bürgertums im kaiserlichen Deutschland, das u. a. seinen Ausdruck in dem übertriebenen Reserveoffizierwesen, in den Kriegervereinen, in dem Drang nach Nobilitierung oder im studentischen Verbindungswesen fand, war bedingt auch durch Militarisierungstendenzen im Bereich primärer und sekundärer Sozialisation. Denkt man nur an die militärische Begründung des Schulsports oder an die Etablierung einer Unzahl paramilitärischer Jugendverbände wie Jungdeutschlandbund, Wehrkraftvereine, Pfadfinder oder Jugendwehren, so wird deutlich, welchen Beitrag militärhistorische Sozialisationsforschung zur Erklärung unserer Vergangenheit leisten kann und noch leisten muß.

Moderne Geschichtswissenschaft und Technik

I. Einleitung

Der Bielefelder Historiker Hans-Ulrich Wehler prägte 1973 den Begriff „Geschichte als Historische Sozialwissenschaft“¹⁾ und verkündete damit programmatisch einen neuen Ansatz in der deutschen Geschichtswissenschaft: Nicht mehr das herkömmliche Verständnis einer „verstehenden“ Geisteswissenschaft sollte das „erkenntnisleitende Interesse“ der Historiker sein, vielmehr definiert die „Historische Sozialwissenschaft“ ihren Erkenntnisbereich als die Wissenschaft von der Veränderung des Menschen in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen in der historischen Zeit. Alle Bereiche menschlicher Erfahrung und menschlichen Handelns wurden damit zum Gegenstand historischer Forschung, wie auch Theorien der Sozialwissenschaften in die Frage nach den geschichtlichen Zuständen und ihren Wandlungsprozessen einbezogen wurden. In einem 1977 erschienenen Sammelband „Historische Sozialwissenschaft“ finden sich Überlegungen zur Bevölkerungsgeschichte, zur historischen Bildungsforschung und zur Gesellschaftsgeschichte der Familie, und die von Wehler seit 1975 herausgegebene Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft — Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft“ befaßte sich u. a. schwerpunktmäßig mit Themen wie „Soziale Schichtung und Mobilität in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert“, „Sozialer Protest“, „Religion und Gesellschaft im 19. Jahrhundert“, „Analyse sozialer Strukturen“, „Sozialgeschichte der Technik“ und „Arbeiterkultur im 19. Jahrhundert“. Diese und andere einzelne Aspekte sollen schließlich münden in eine Erklärung der Struktur und der Entwicklung des gesellschaftlichen Ganzen. Das konnte bislang aber noch nicht geleistet werden.

¹⁾ Hans-Ulrich Wehler, *Geschichte als Historische Sozialwissenschaft*, Frankfurt 1973; Reinhard Rürup (Hrsg.), *Historische Sozialwissenschaft — Beiträge zur Einführung in die Forschungspraxis*, Göttingen 1977; W. Schulze, *Soziologie und Geschichtswissenschaft. Einführung in die Probleme der Kooperation beider Wissenschaften*, München 1974.

In diesem neuen geschichtswissenschaftlichen Konzept nimmt die Entwicklung der Technik — vornehmlich im Zeitalter der sogenannten Industriellen Revolution — eine wichtige Stellung ein. Die Mechanisierung bereits bestehender Produktionszweige (z. B. Tuchherstellung) und die Veränderung der Produktionsorganisation (Handwerk/Manufaktur/Fabrik) sowie das Aufkommen ganz neuer, industrieller Sektoren (Elektrotechnik, Chemie u. a.) veränderten das gesamte soziale, wirtschaftliche und auch soziokulturelle Leben der Menschen im 19. und 20. Jahrhundert nachhaltiger als vieles andere, z. B. als politische Ereignisse.

Die historische Einzigartigkeit des Industrialisierungsprozesses in Westeuropa und Amerika seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert ließ schon früh die Frage nach den Ursachen dieses Phänomens aufkommen. Der Soziologe und Wirtschaftshistoriker Max Weber formulierte 1905 seine bis heute viel diskutierte These vom Zusammenhang zwischen der „protestantischen Ethik“ und der „kapitalistischen Wirtschaftsgesinnung“. Doch sind sich die Historiker noch längst nicht einig über die Frage, „wer Prometheus entfesselte“. Diese Einigkeit wird auch wohl dann erst zu erzielen sein, wenn die Geschichtswissenschaft im Sinne der oben definierten „Historischen Sozialwissenschaft“ weitere Ergebnisse über dieses Problem vorlegt.

Das Interesse an technikgeschichtlichen Fragen ist im letzten Jahrzehnt spürbar gewachsen. Neben einer breiter werdenden Forschungstätigkeit im universitären Rahmen findet die Erhaltung technischer „Kulturdenkmäler“ einen spürbaren öffentlichen Widerhall. Und nicht zuletzt rückte 1977 der Schülerwettbewerb „Deutsche Geschichte — Sozialgeschichte des Alltags“ mit dem Thema „Arbeitswelt und Technik im Wandel“ die Technikgeschichte stärker in den Mittelpunkt des Interesses.

II. Die „ältere Technikgeschichte“ als Wissenschaftsdisziplin

Die Anfänge des Faches Technikgeschichte liegen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert²⁾; der Göttinger Professor Johann Beckmann (1739—1811)³⁾ stellte das Fach Technologie in den Rahmen der Kameralwissenschaften und veröffentlichte in diesem Zusammenhang auch ein fünfbändiges Werk „Beyträge zur Geschichte der Erfindungen“⁴⁾. Zur gleichen Zeit formulierte der Göttinger Historiker und Publizist August Ludwig Schlözer (1735 bis 1809)⁵⁾, daß technische Erfindungen eine ähnliche Bedeutung hätten wie politische Ereignisse⁶⁾. Johann Heinrich Moritz von Poppe (1776—1854)⁷⁾ und Karl Karmarsch (1803 bis 1879)⁸⁾ untersuchten in ihren wissenschaftsgeschichtlichen Veröffentlichungen die Entwicklung von Technik und Technologie als Wissenschaftsdisziplin. Den beiden letztgenannten Untersuchungen ist gemeinsam, daß sie die Entwicklung technischer Erfindungen technikimmanent betrachten und die Wechselbeziehungen zum sozio-ökonomischen Umfeld außer acht lassen.

²⁾ Ulrich Troitzsch, Zu den Anfängen der deutschen Technikgeschichtsschreibung um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Technikgeschichte 40, 1973, S. 33—57.

³⁾ Zu Beckmann vgl. Albrecht Timm, Kleine Geschichte der Technologie, Stuttgart 1964, S. 31 ff.; Ulrich Troitzsch, Ansätze technologischen Denkens bei den Kameralisten des 17. und 18. Jahrhunderts, Berlin 1966; ADB II, S. 238: unvollständige Biographie.

⁴⁾ Johann Beckmann, Beyträge zur Geschichte der Erfindungen, Bd. 1—5, Leipzig 1780—1805.

⁵⁾ Zu Schlözer vgl. F. Fürst, August Ludwig von Schlözer — Ein deutscher Aufklärer im 18. Jahrhundert, 1928; ADB 31, S. 567; Beutin/Kellenbenz, Grundlagen des Studiums der Wirtschaftsgeschichte, Köln/Wien 1973, S. 145; Bernd Warlich, August Ludwig von Schlözer 1735—1809 zwischen Reform und Revolution. Ein Beitrag zur Pathogenese frühliberalen Staatsdenkens im späten 18. Jhd., Erlangen/Nürnberg 1972.

⁶⁾ Ulrich Troitzsch, Die historische Funktion der Technik aus der Sicht der Geschichtswissenschaften, in: Technikgeschichte 43, 1976, S. 93.

⁷⁾ J. H. M. von Poppe, Geschichte der Technologie seit der Wiederherstellung der Wissenschaften bis an das Ende des 18. Jhdts., 3 Bde., Göttingen 1807/1810. Zu Poppe vgl. die Einleitung von W. Treue u. A. Timm zu J. H. M. von Poppe, Geschichte aller Erfindungen und Entdeckungen im Bereiche der Gewerbe . . ., Hildesheim 1971 (Frankfurt 1847).

⁸⁾ Karl Karmarsch, Geschichte der Technologie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, München 1872. Zu Karmarsch vgl. Albrecht Timm, Kleine Geschichte der Technologie, Stuttgart 1964, S. 59 f.; Friedrich Klemm, Technik. Eine Geschichte ihrer Probleme, Freiburg/München 1954, S. 439 (dort weitere Literaturangaben. Die Biographie in der ADB, 15, 400 ist veraltet).

Die vereinzelt Anfänge der Technikgeschichte im 19. Jahrhundert verdichten sich um die Wende zum 20. Jahrhundert zu einem eigenen Forschungsfeld, das aber weniger von Vertretern der Geschichtswissenschaft als von Ingenieuren bearbeitet wird⁹⁾. Neben mehreren wichtigen Einzelstudien zu technologischen Leitsektoren des 19. Jahrhunderts (Dampfmaschine, Eisen- und Stahlgewinnung, Maschinenbau)¹⁰⁾ erschienen seit 1909 auch zwei Zeitschriften ausschließlich zur Technik- und Naturwissenschaftsgeschichte¹¹⁾. Dieser Höhepunkt einer technikimmanent ausgerichteten Technikgeschichte ist besonders mit der Person Conrad Matschoß¹²⁾ verbunden, der aber schon die Einbindung technikhistorischer Erkenntnisse in die „große Geschichte der

⁹⁾ Moderne Technikgeschichte, hrsg. von Karin Hausen und Reinhard Rürup, Köln 1975, S. 11 ff.; Troitzsch, a. a. O. (Anmerk. 6), S. 94; Friedrich Klemm, Der Ertrag der naturwissenschafts- und technikgeschichtlichen Forschung für die Wissenschaften im allgemeinen, in: Technikgeschichte. Voraussetzung für Forschung und Planung in der Industriegesellschaft, Düsseldorf 1972, S. 46 f. (DTV-Schriften Nr. 2).

¹⁰⁾ Conrad Matschoß, Die Entwicklung der Dampfmaschine. Eine Geschichte der ortsfesten Dampfmaschine und der Lokomotive, 2 Bde, Berlin 1908; Ludwig Beck, Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung, 5 Bde, Braunschweig 1884—1905; Theodor Beck, Beiträge zur Geschichte des Maschinenbaus, Berlin 1899 (ND Hildesheim 1969); Conrad Matschoß, Ein Jahrhundert deutscher Maschinenbau, Berlin 1919; Ludwig Darmstädter, Handbuch zur Geschichte der Naturwissenschaften und Technik, Berlin 1908; Franz Maria Feldhaus, Die Technik der Vorzeit, der geschichtlichen Zeit und der Naturvölker, Leipzig 1914 (ND München 1965).

¹¹⁾ Im Auftrag des „Vereins Deutscher Ingenieure“ wurde seit 1909 die Zeitschrift „Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie“ herausgegeben, ab Jg. 22, 1932, bis Jg. 30, 1940, führte sie den Namen „Technikgeschichte“, seit 1965 (Jg. 33) erscheint sie wieder unter gleichem Namen. Das „Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften und Technik“ erschien ebenfalls 1909 erstmals, 1931 stellte die Zeitschrift das Erscheinen ein. Die „Geschichtsblätter für Technik, Industrie und Gewerbe“ (1914—1927) und die „Mitteilungen zur Geschichte der Medizin, der Naturwissenschaften und der Technik“ (1902—1942) befassen sich ebenfalls in mehreren Aufsätzen mit technikgeschichtlichen Problemen.

¹²⁾ Zu Matschoß vgl. Wilhelm Treue, Conrad Matschoß. 100 Jahre, in: Technikgeschichte 38, 1971, S. 87—92; Friedrich Haßler, Conrad Matschoß' Weg zur Technikgeschichte, in: Sudhoffs Archiv 42, 1958, S. 16—26.

menschlichen Kultur“¹³⁾ forderte, ohne daß jedoch aus diesem Postulat Konsequenzen gezogen wurden.

Diese Bedeutung der Technik im gesamtgesellschaftlichen Prozeß hatte allerdings schon Karl Marx (1818—1883) in historischer Perspektive erfaßt: „Die Technologie enthüllt das aktive Verhalten des Menschen zur Natur, den unmittelbaren Produktionsprozeß seines Lebens, damit auch seiner gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und der ihnen entquellenden geistigen Vorstellungen.“¹⁴⁾ Die Produktivkraft Maschine wird in Marx' Theorie zum entscheidenden Faktor beim Übergang zur kapitalistischen Produktionsweise, die Theorie des historischen Materialismus als Modell für die historisch zwangsläufige Entwicklung zum Sozialismus basiert auf der entwickelten Produktivkraft Technik, kurz, alle sozio-ökonomischen Veränderungsprozesse beruhen nach Marx auf einer Weiterentwicklung der Produktivkräfte¹⁵⁾.

Ganz allgemein rückt im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Technik als gesellschaftsverändernde Kraft stärker in das öffentliche Bewußtsein — eine Folge der technischen, ökonomischen und sozialen Umwälzungen der „Industriellen Revolution“. Eine faszinierte Technik- und Zukunftsgläubigkeit greift um sich, wie sie der Dichter Arno Holz 1885 formuliert¹⁶⁾:

„Mir schwillt die Brust, mir schlägt das Herz
Und mir ins Auge schießt der Tropfen,
Hör ich dein Hämmern und dein Klopfen
Auf Stahl und Eisen, Stein und Erz.

Denn süß klingt mir die Melodie
aus diesen zukunftsschwangern Tönen.
Die Hämmer senken sich und dröhnen:
schau her, auch dies ist Poesie!“ —

Als Gegenbewegung entsteht eine dezidierte Kultur- und Zivilisationskritik, wie sie bei-

¹³⁾ Conrad Martschoß, Literaturbericht zur Geschichte der Technik, in: Archiv für Kulturgeschichte 11, 1914, S. 495.

¹⁴⁾ Karl Marx/Friedrich Engels, Werke, Bd. 23: Das Kapital Bd. 1, Berlin (Ost) 1969 (= MEW 23), S. 393.

¹⁵⁾ Dazu sehr anschaulich Marx, Das Kapital 1, Kap. 13: Maschinerie und große Industrie (vgl. Anm. 14); ergänzend dazu: Sozialismus — Technik — Fachliteratur. Sammelband zu einigen Problemen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, der Technik und der technischen Fachliteratur in den Arbeiten von Marx, Engels und Lenin, Leipzig 1974. Darin: A. A. Kusin, Karl Marx und Probleme der Technik (russ. Moskau 1968), Leipzig 1970, S. 11 ff.

¹⁶⁾ Arno Holz, Buch der Zeit (1886), in: Werke, Bd. 5, Berlin 1925 S. 21—28; zuerst erschienen Zürich 1886.

spielsweise bei Oswald Spengler¹⁷⁾ oder bei dem Dichter Georg Heym anklingt¹⁸⁾. Doch insgesamt überwiegt um die Jahrhundertwende die Apologie der Technik, was sich an einer bislang von den Technikhistorikern vernachlässigten Quellengruppe zeigen läßt: der seit der Mitte des 19. Jahrhunderts immer populärer werdenden Science-Fiction-Literatur¹⁹⁾. War die Technik in den utopischen Staatsromanen des 16. bis 18. Jahrhunderts eher Beiwerk eines Idealstaates, so wird sie in den Science-Fiction-Romanen²⁰⁾ zur Grundlage der Handlung. Die Bücher von Jules Verne, Kurd Laßwitz und H. G. Wells dokumentieren vor dem Hintergrund einer wachsenden Leserschaft ein verändertes gesellschaftliches Verhältnis zur Technik. Nicht allein der Inhalt der Romane spiegelt Zukunfts- und Fortschrittsgläubigkeit (wobei man etwas differenzieren muß), sondern noch mehr das wachsende Leserinteresse an dieser Gattung Literatur.

Die schon erwähnte antitechnische Kulturkritik drückte sich u. a. in einer Aversion gesell-

¹⁷⁾ Oswald Spengler, Der Untergang des Abendlandes, Bd. 2, München 1972, S. 1183 ff.: „... die Wirtschaftswelt der Maschinenindustrie. Sie zwingt den Unternehmer wie den Fabrikarbeiter zum Gehorsam. Beide sind Sklaven, nicht Herren der Maschine, die ihre teuflische geheime Macht erst jetzt entfaltet.“ (1191) Wenige Zeilen später spricht er vom „Satanismus der Maschine“. Vgl. auch ders., Der Mensch und die Technik. Beitrag zu einer Philosophie des Lebens, München 1971, S. 42 ff., bes. S. 54: „Die Mechanisierung der Welt ist in ein Stadium gefährlichster Überspannung getreten.“

¹⁸⁾ Georg Heym (1887—1912) veröffentlichte 1911 in seinem Gedichtband „Der ewige Tag“ das Gedicht „Der Gott der Stadt“, das in expressionistischen Bildern die Dämonie der durch die Industrie „beherrschten“ Stadt beschreibt:

„Von Abend glänzt der rote Bauch dem Baal,
Die großen Städte knien um ihn her.
Der Kirchenglocken ungeheure Zahl
Wogt auf zu ihm aus schwarzer Türme Meer.

Wie Korybanten-Tanz dröhnt die Musik
Der Millionen durch die Straßen laut.
Der Schloße Rauch, die Wolken der Fabrik
Ziehen auf zu ihm, wie Duft von Weihrauch blaut.“

Ähnliche Gedanken äußert Kurt Pinthus in seinem Aufsatz „Zur jüngsten Dichtung“ (1919), s. Expressionismus: Der Kampf um eine literarische Bewegung, München 1965, S. 68—78. Die ganze Spannweite der Beurteilung der Technik in der Literatur bei H. Sachsse (Hrsg.), Technik und Gesellschaft, Bd. 2., München 1976.

¹⁹⁾ Martin Schwonke, Vom Staatsroman zur Science Fiction. Eine Untersuchung über Geschichte und Funktion der naturwissenschaftlich-technischen Utopie, Stuttgart 1957, S. 32 ff.

²⁰⁾ Alfred Heggen, Die „ars volandi“ in der Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts, in: Technikgeschichte 42, 1975, S. 327—337.

schaftlicher Führungsgruppen in Deutschland gegenüber Technikern und Technik aus²¹⁾, wie sie z. B. der Eisenbahningenieur Max Maria Freiherr von Weber beschrieb²²⁾. Soziale Mißachtung des Technikers und die vermeintliche „Dämonie der Technik“ sind zwei wichtige Faktoren, die das soziale Selbstverständnis des Ingenieurs belasteten²³⁾.

Hier liegen die Gründe, warum gerade zu diesem Zeitpunkt — um die Jahrhundertwende — die Technikgeschichte sich als Wissenschaftsdisziplin etabliert, jedoch nicht als Teilbereich der Geschichtswissenschaft, sondern, von ihr nahezu unbeachtet, als eigenständige, von Ingenieuren betriebene Forschungsrichtung²⁴⁾:

1. Die Techniker schrieben die Geschichte ihres eigenen Faches, um den Stellenwert von Technik und Technologie im Rahmen der Entwicklung der menschlichen Kultur bzw. Zivilisation herauszustellen.

2. Damit wird auch der Beitrag der Techniker als Berufsstand zur Entwicklung der modernen Industriegesellschaft dokumentiert. Es handelt sich hierbei um den Versuch, die soziale Stellung des Technikers in der wilhelminischen Gesellschaft durch das Aufzeigen der vergangenen und gegenwärtigen Leistungen zu stärken.

3. Die Technikgeschichte sollte den Technikern helfen, in der Auseinandersetzung mit der Technik der Vergangenheit und deren Leistungen Vertrauen in die zukünftigen Möglichkeiten zu gewinnen. Der in allen technikhistorischen Spezialdarstellungen mehr oder minder mitschwingende Fortschrittsglaube verdeutlicht dies.

Eine Integration dieses neuen Forschungsansatzes in die Geschichtswissenschaft gelang auch deshalb nicht, weil die historische Forschung dieser Zeit unter dem Primat der politischen Geschichte stand und sich gegenüber wirtschafts-, sozial- und kulturgeschichtlichen Ansätzen ablehnend verhielt, wie der bekannte *Lamprecht-Streit* zeigt²⁵⁾. Einzig Franz Schnabel räumte in seiner „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“ (1934) der Technik einen wichtigen Platz ein²⁶⁾.

Die Integration der Rolle der Technik in die allgemeinen historischen Prozesse und die strukturelle Verknüpfung zu Wirtschaft, Politik und Sozialsystem zu vollziehen, den Stellenwert der Technik in der Geschichte, vornehmlich bei der Ausbildung der modernen westeuropäischen Industriegesellschaft, zu bestimmen, bleibt die Aufgabe einer noch zu definierenden modernen Technikgeschichtsforschung.

III. Gegenstand und Methodologie der modernen Technikgeschichte

Der Stand der Theoriediskussion über die Problemfelder, Fragestellungen und methodischen Wege der neueren Technikgeschichte ist bis

heute mit dem Attribut einer „reflektierten Vorläufigkeit“²⁷⁾ zu bezeichnen. Folgende Aspekte bedürfen einer genauen Klärung, bevor der Aufgabenbereich der Technikgeschichte überhaupt klar eingegrenzt werden kann:

²¹⁾ Gert Hortleder, *Das Gesellschaftsbild des Ingenieurs. Zum politischen Verhalten der Technischen Intelligenz in Deutschland*, Frankfurt/M. 1970, S. 83; Troitzsch, *Zu den Anfängen der deutschen Technikgeschichtsschreibung*, a. a. O., S. 94.

²²⁾ Max Maria Freiherr von Weber, *Die Stellung der deutschen Techniker im staatlichen und sozialen Leben*, in: *Populäre Erörterungen von Eisenbahn-Zeitfragen*, Kap. VI, Wien — Pest — Leipzig 1877, S. 5: „Es giebt wie in der bürgerlichen Gesellschaft so auch im Völkerleben Emporkömmlinge. Dort sind es Individuen, hier Berufsklassen. Dort wie hier, sind jene wie diese nicht wohl angesehen, oft werden sie gefürchtet, überall erlangen sie schwer und langsam Geltung und Ebenbürtigkeit. Ein solcher Emporkömmling ... ist die Berufsclassen der Techniker. Die uralten Stände ... wissen sie nicht recht in ihre Reihen einzurangieren, die Facultäts-Wissenschaften betrachten sie als Eindringling, den Regierungen ist sie ein unbequemes Neu-Element im Staatsmechanismus. Alle nennen sie, im Herzen wenigstens, ein notwendiges Ubel.“

²³⁾ Hortleder 1970, S. 84 f.

²⁴⁾ Rürup/Hausen 1975, S. 12 f.

²⁵⁾ George G. Iggers, *Deutsche Geschichtswissenschaft*, München 1971, S. 256 ff.; Troitzsch in TG 43, 1976, S. 94; Hans-Josef Steinberg, Karl Lamprecht, in: *Deutsche Historiker*, Bd. 1, hrsg. von Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1971, S. 58 ff.; E. Kehr, *Neuere deutsche Geschichtsschreibung*, in: *Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preußisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*, hrsg. von Hans-Ulrich Wehler, Berlin 1970².

²⁶⁾ Franz Schnabel, *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*, Bd. 3: *Erfahrungswissenschaften und Technik*, Freiburg 1934. Die Einbeziehung von Wirtschaft, Wissenschaft und „Kultur“ in den Geschichtsunterricht fordert schon Fritz Friedrich, *Stoffe und Probleme des Geschichtsunterrichts in höheren Schulen*, Leipzig—Berlin 1915, S. 7.

²⁷⁾ Dieser schöne Ausdruck stammt von Eike Hennig, *Thesen zur deutschen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1933 bis 1938*, Frankfurt/M. 1973, S. 7.

1. Was ist unter dem Begriff „Technik“ zu verstehen, wo liegen die Abgrenzungen zur Naturwissenschaft, wo die Verbindungen zur Wirtschaft?

2. Die Frage „Welche Rolle spielt die Technik im historischen Prozeß?“ ist unvollständig formuliert. Gefragt werden muß nicht nur, was gemacht und wie etwas gemacht wurde, sondern vor allem, *warum* technische Entwicklungen vonstatten gehen²⁸⁾. Damit wird die Position der älteren Technikgeschichte — der bloß beschreibende Nachvollzug der technischen Entwicklung, die nur allzuleicht als Erfolgsgeschichte des technischen Fortschritts verstanden wurde — überwunden. Die Frage nach den Gründen für technische Neuerungen führt unweigerlich zu außertechnologischen Aspekten, deren wichtigster m. E. das ökonomische Motiv ist.

3. In dem Wort „Technik-Geschichte“ kommen zwei traditionell unterschiedliche Wissenschaftsbereiche mit unterschiedlichen erkenntnistheoretischen und erkenntnisleitenden Prämissen zusammen: die exakte Natur- und Technikwissenschaft und die Geisteswissenschaft. Die Verständigung zwischen beiden Bereichen ist wegen der unterschiedlichen Denk- und Arbeitsmethoden, der Fachsprache und der häufig unterschiedlichen gesellschaftlichen Einschätzung des eigenen Tuns problematisch²⁹⁾. Das erschwert eine interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Historikern und Ingenieurwissenschaftlern, die zur Aufarbeitung technikhistorischer Probleme unabdingbar ist, denn der Historiker bedarf der exakten technisch-technologischen Interpretation von technikgeschichtlichen Quellen, die er aufgrund seiner Ausbildung gar nicht leisten kann; demgegenüber ist der Ingenieurwissenschaftler nicht mit den Methoden der Geschichtswissenschaft vertraut, und er wird dazu neigen — wie die ältere Technikgeschichte ja ausreichend belegt —, nur technikimmanente Entwicklungen von Entdeckungen, Erfindungen und Innovationen darzustellen, ohne den Versuch einer Integration in die allgemeine Sozialgeschichte zu machen.

Ideal wäre natürlich eine Spezialausbildung, die die genaue Kenntnis einer technischen Dis-

ziplin vermittelt und zudem noch ein umfassendes historisches Studium umfaßt. Doch das scheint praktisch undurchführbar. So bleibt nur die interdisziplinäre Zusammenarbeit von Historikern und Ingenieuren zu intensivieren, um fachlichen Dilettantismus zu vermeiden.

Schon die Frage nach dem Gegenstand der Technikgeschichte läßt sich nur schwer beantworten: Wie definieren wir den Begriff „Technik“? Überholt ist sicherlich die Definition „angewandte (Natur-) Wissenschaft³⁰⁾“, denn sie gibt nur völlig unzureichend den Sachverhalt wieder. George H. Daniels umschreibt den Begriff „Technologie“ zu Recht folgendermaßen: „Zunächst wollen wir für unsere Zwecke Technologie nicht als ‚Art und Weise, wie Dinge getan oder hergestellt werden‘, definieren; vielmehr verstehen wir unter Technologie außer diesem auch noch, *warum* Dinge überhaupt hergestellt werden und *warum* sie auf diese Weise und nicht auf einem möglichen anderen Wege hergestellt werden, und schließlich, was diese Unterschiede ... für eine bestimmte Gesellschaft bedeuten.“³¹⁾

Während also Technologie das Wissen um die Funktion und die Auswirkungen von Maschinen und Werkzeugen meint, bezeichnet das Wort „Technik“ mehr die realen Manifestationen der Technologie, also die Maschinen und Arbeitsmittel selbst³²⁾.

Die Frage nach der Rolle der Technik im historischen Prozeß der gesellschaftlichen Totalität umfaßt daher ein ganzes Problembündel: Einerseits muß der Technikhistoriker den Zustand der Produktivkraftentwicklung zu einem bestimmten Zeitpunkt beschreiben, die Maschinen und Arbeitsgeräte im Produktionsprozeß; zum zweiten muß er fragen, welche naturwissenschaftlichen Vorbedingungen diesen Zustand ermöglicht haben und welche außertechnischen Motive der Einführung einer Technologie zugrunde liegen (z. B. Gewinnerwartung durch „Füllen einer Marktlücke“); als drittes muß analysiert werden, welche wirtschaftlichen, sozialen und politischen Konsequenzen sich ergeben. Dabei darf nicht un-

²⁸⁾ Rürup/Hausen, a. a. O., S. 14.

²⁹⁾ George H. Daniels, Hauptfragen der amerikanischen Technikgeschichte, in: Rürup/Hausen, a. a. O., S. 46—65, zit. S. 46 f.

³²⁾ Eine klare begriffliche Definition des Wortes „Technik“ ist sehr schwierig. Vgl. Reinhard Rürup, Die Geschichtswissenschaft und die moderne Technik. Bemerkungen zur Entwicklung und Problematik der technikgeschichtlichen Forschung, in: *Aus Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft. Festschrift für Hans Herzfeld zum 80. Geburtstag*,

²⁸⁾ Rürup/Hausen (Anm. 9), S. 20.

²⁹⁾ Troitzsch 1976, S. 99 (Anm. 5); C. P. Snow, *Die zwei Kulturen. Literarische und naturwissenschaftliche Intelligenz*, Stuttgart 1967. Vgl. auch Jürgen Habermas, *Erkenntnis und Interesse*, in: ders., *Technik und Wissenschaft als „Ideologie“*, Frankfurt 1974⁷, S. 157.

berücksichtigt bleiben, daß ökonomische oder soziale Veränderungen ihrerseits wieder Veränderungen in der Produktivkraftentwicklung verursachen. Insofern ist die Technik Subjekt und Objekt gesellschaftlichen Wandels. Sie beeinflusst den sozialen Zustand bzw. Veränderungsprozeß an einer zentralen Stelle: der Arbeitsorganisation.

1. Die Etablierung der modernen Technikgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland seit 1965 und die internationale Forschung

Das Jahr 1965 markiert den Beginn der „modernen“ Technikgeschichtsforschung in der Bundesrepublik Deutschland: In diesem Jahr erschien wieder, herausgegeben von Wilhelm Treue, einem bekannten Vertreter der deutschen Technik- und Unternehmensgeschichte, und Friedrich Klemm, dem Leiter der Forschungsstelle für die exakten Naturwissenschaften am Deutschen Museum in München, die Zeitschrift „Technikgeschichte“ als Fortsetzung der zwischen 1909 und 1941 erschienenen „Technikgeschichte, Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie“. Im Vorwort wird das Erkenntnisziel der neu zu etablierenden Wissenschaft formuliert: „Die Zeitschrift veröffentlicht Beiträge über die geschichtliche Entwicklung der Technik und Industrie sowie deren naturwissenschaftliche Voraussetzungen. Es ist ihr Ziel, die Gebiete in die Darstellung der allgemeinen Geschichte einzuordnen.“ Diese Zielformulierung blieb bis 1976 bestehen, obwohl sie schon längst nicht mehr den theoretischen Erkenntnisstand der Technikgeschichte widerspiegelte, wie sie auch die Herausgeber der Zeitschrift verstehen³³⁾: Von daher war eine Neuformulierung auf der Basis der bisher erreichten Theoriediskussion unbedingt nötig. In ihr wurde die Verknüpfung von Technik, Wirtschaft, Sozialsystem und Politik wesentlich stärker akzentuiert.

hrsg. von Dietrich Kunz, Berlin 1972, S. 55. Zur Begriffsgeschichte vgl. Wilfried Seibicke, Technik. Versuch einer Geschichte der Wortfamilie um „techné“ in Deutschland vom 16. Jahrhundert bis etwa 1830, Düsseldorf 1968. Karl Marx (Kapital Bd. 1, = MEW 23, S. 192 ff.) definiert Technik als Arbeitsmittel im Prozeß des Menschen mit der Natur, um sich die Stoffe der Natur in für ihn brauchbarer Weise anzueignen.

³³⁾ Troitzsch, a. a. O. (Anm. 5). Vgl. auch die verschiedenen Beiträge in Technikgeschichte 43/1976 über die historische Funktion und Bedeutung der Technik aus der Sicht verschiedener Wissenschaftsdisziplinen.

Doch auch die jetzige Zielformulierung: „Die Zeitschrift veröffentlicht Beiträge über die geschichtliche Entwicklung der Technik in ihren wissenschaftlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Zusammenhängen“ — ist noch zu ungenau. Eine Präzisierung könnte lauten: Die Technikgeschichte befaßt sich mit der Entwicklung der Arbeitsgeräte und -prozesse, den Gründen, Abläufen und Folgen solcher Entwicklungen. Sie faßt insbesondere die naturwissenschaftlichen, wirtschaftlichen, politischen und sozialen Vorbedingungen und Begleitumstände ins Auge. Ihr Ziel ist es, die Bedeutung der Technik im Rahmen einer allgemeinen Gesellschaftsgeschichte herauszuarbeiten.

Die moderne Theoriediskussion, begonnen 1965 mit einem Aufsatz von Wilhelm Treue³⁴⁾, ist noch nicht abgeschlossen, obwohl die methodologischen und theoretischen Überlegungen schon einen beachtlichen Umfang angenommen haben³⁵⁾. Eine Bestandsaufnahme, jedoch mit einigen Lücken bzw. Verkürzungen, bietet Rammert in seinem Forschungsbericht 1975³⁶⁾. Insgesamt läßt sich feststellen, daß bislang noch keine durchgebildete und einheitliche Theorie und Methodologie der Technikgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland existiert, die zu Forschungszweck-

³⁴⁾ Wilhelm Treue, Technikgeschichte und Technik in der Geschichte, in: Technikgeschichte 32, 1965, S. 3—18.

³⁵⁾ Eine kurze Auswahl: Karl-Heinz Ludwig, Technikgeschichte als Beitrag zur Strukturgeschichte, in: Technikgeschichte 33, 1966, S. 182—196; Kurt Borchardt, Technikgeschichte im Lichte der Wirtschaftsgeschichte, in: Technikgeschichte 34, 1967, S. 1—13; Albrecht Timm, Geschichte der Technik und Technologie — Grundsätzliches vom Standort des Historikers, in: Technikgeschichte 35, 1968, S. 1—13; sachlich ergänzungsbedürftig der Versuch von Albrecht Timm, Einführung in die Technikgeschichte, Berlin—New York 1972; vgl. dazu die Rezension von Seubert/Kipp, Zum Elend der bürgerlichen Technikgeschichte, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 18, 1973, S. 159 ff., und Rürup/Hausen, S. 30 (Anm. 9). Eine Zusammenfassung bieten Ulrich Troitzsch und Wolfhart Weber, Methodologische Überlegungen für eine künftige Technikhistorie, in: Wilhelm Treue (Hrsg.), Deutsche Technikgeschichte. Vorträge vom 31. Historikertag 1976, Göttingen 1977, S. 99—122.

³⁶⁾ Werner Rammert, Technik, Technologie und technische Intelligenz in Geschichte und Gesellschaft. Eine Dokumentation und Evaluation historischer, soziologischer und ökonomischer Forschung zur Begründung einer sozialwissenschaftlichen Technikforschung, Bielefeld 1975 (= Wissenschaftsforschung Report No. 3). Die Rezension von Wolfhart Weber in Technikgeschichte 43, 1976, S. 65, wird der Arbeit von Rammert nicht in allen Punkten gerecht.

ken operationalisiert werden könnte. Nichtsdestoweniger ist die Zahl der Monographien und Aufsätze, die den Problembereich Technik und Geschichte zum Gegenstand haben, nahezu unübersehbar. Dabei überwiegen zwar bei weitem die Darstellungen, welche die geschichtliche Entwicklung von Maschinen bzw. Werkzeugen und deren naturwissenschaftliche Vorbedingungen behandeln, doch bahnt sich — wie man bei der Sichtung des Aufsatz- und Rezensionsteils der Zeitschrift „Technikgeschichte“ erkennt — hier seit einigen Jahren ein Wandel an³⁷⁾.

Rammert³⁸⁾ unterscheidet in der bisherigen technikhistorischen Literatur drei Ansätze:

1. instrumenten- und verfahrensgeschichtlicher Ansatz,
2. ideen- und kulturgeschichtlicher Ansatz (Technik und soziokulturelle Entwicklung),
3. wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Ansatz (im Zentrum steht die Innovationsproblematik).

Zum jetzigen Zeitpunkt wird der letzte Ansatz von den Vertretern des Faches Technikgeschichte mehr und mehr in den Mittelpunkt der Theoriediskussion gerückt, mit dem Ziel der Ausdifferenzierung und Operationalisierung für weitere Forschungen. Erfolgversprechend erscheint diese Fragerichtung schon deshalb, weil sie die sachlich unabdingbare Verknüpfung zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte betont. Auf der anderen Seite muß unterstrichen werden, daß auch rein instrumenten- bzw. verfahrensgeschichtliche Untersuchungen wertvolles Basismaterial für die dritte Fragestellung bieten. Es gibt in den deutschen Archiven, insbesondere im Zentralen Staatsarchiv Merseburg (DDR), noch Tausende unausgewerteter Akten rein technischen Inhalts³⁹⁾, deren Aufarbeitung nach technischen und wirtschaftlichen bzw. unternehmensgeschichtlichen Aspekten Voraussetzung für eine umfassende Geschichte der

Technik im Rahmen der Gesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts ist.

Der Stand der *internationalen* Technikgeschichtsforschung ist unterschiedlich⁴⁰⁾. In den USA kam es 1958 zur Gründung der „Society for the History of Technology“, deren Fachzeitschrift „Technology and Culture“ seit 1960 eine international herausragende Stellung einnimmt. Die Intensivierung der amerikanischen „History of Technology“ fällt nicht zufällig in den Zeitraum des beginnenden Raketen- und Rüstungswettlaufs. Es handelt sich deutlich um einen Nebenaspekt der großen technologischen Anstrengungen der fünfziger und sechziger Jahre: Der Ausbau der technikhistorischen Forschung spiegelte die wachsende gesellschaftliche Bedeutung von Technologie und Technik wider.

Dabei kam man — vor allem seit Mitte der sechziger Jahre — zu der inzwischen fast trivial gewordenen Einsicht, daß der technische Fortschritt angesichts der wachsenden ökologischen Belastung unserer Umwelt nicht gleichbedeutend mit sozialem Fortschritt ist. Für die Technikgeschichte wandelte sich damit ihr Erkenntnisziel: Statt des Nachvollzugs technisch-wirtschaftlicher Prozesse — oft genug eine reine Erfolgsgeschichte der Technik — stand nun die Frage des „Warum“ und „Wohin“ stärker im Vordergrund. „Technikgeschichtliche Forschung konnte ... zum Beispiel dazu beitragen, das Verständnis für technische Zwänge einerseits und gesellschaftliche Entscheidungen andererseits zu verbessern oder die Beziehungen zwischen technischem Fortschritt und wirtschaftlichem Wachstum zu präzisieren; sie konnte mithelfen, den Schein des Automatismus technisch-gesellschaftlicher Entwicklungen zu zerstören, Interessen und Entscheidungsmechanismen bloßzulegen und damit schließlich die Voraussetzungen für gesellschaftlich verantwortliches Handeln in der Gegenwart zu verbessern.“⁴¹⁾

Noch ein weiterer Aspekt machte die Technikgeschichte interessant: die Entwicklungspolitik der industrialisierten Staaten gegenüber den Ländern der Dritten Welt. So fragte Knut Borchardt 1967: „Europas Wirtschaftsgeschichte — ein Modell für Entwicklungsländer?“⁴²⁾, und er warnte vor einer undifferenzierten

³⁷⁾ Vgl. insbesondere Technikgeschichte 42, 1975, und 43, 1976 und den Literaturbericht von Albrecht Timm in: GWU 26, 1976, S. 782—786.

³⁸⁾ Rammert, a. a. O., S. 29 ff.

³⁹⁾ Alfred Heggen, Technikgeschichtliche Quellen im Zentralen Staatsarchiv Merseburg, in: Technikgeschichte 41, 1974, S. 245—248; Heinrich Waldmann, Das preußische Ministerium für Handel und Gewerbe. Ein Beitrag zu seiner Geschichte und ein Überblick über die in den Akten des Ministeriums vorhandenen Materialien zur Wirtschafts-, Technik- und Sozialgeschichte, in: Archivmitteilungen 1955, H. 2, S. 2—7.

⁴⁰⁾ Zum folgenden Rürup/Hausen, a. a. O., S. 16 ff.

⁴¹⁾ Ebenda, S. 17.

⁴²⁾ Knut Borchardt, Europas Wirtschaftsgeschichte — ein Modell für Entwicklungsländer?, in: Braun/Fischer, Gesellschaft in der industriellen Revolution, Köln 1973, S. 343 ff.

Übertragung des europäischen Industrialisierungsmodells auf die sogenannten Entwicklungsländer.

In der Sowjetunion nahm die Geschichte der Naturwissenschaften und Technik von Anfang an im Hinblick auf die Bedeutung der Produktivkräfte im System des historischen Materialismus (menschliche Arbeit, Maschinen, Produktionsorganisation und Wissenschaft) einen wichtigen Platz ein. Doch wurde das 1932 gegründete „Institut für Geschichte der Wissenschaft und Technik“ im Zuge der Stalinschen Säuberungen aufgelöst und erst 1953 wieder eingerichtet, so daß die sowjetische Forschung zurückgeworfen wurde. Auch heute steht sie noch unter politisch-weltanschaulicher Bevormundung⁴³⁾.

Die in der DDR zu verzeichnenden Ansätze scheinen zu stagnieren⁴⁴⁾, während die polnische Forschung umfangreiche Ergebnisse vorzuweisen hat⁴⁵⁾.

In Frankreich hat die Geschichte der Technik seit langem einen anerkannten Platz innerhalb der Geschichtswissenschaft, vor allen Dingen innerhalb der Schule der „Annales“⁴⁶⁾. Der Mitbegründer der gleichnamigen Zeitschrift, Lucien Febvre, formulierte schon 1935 einen strukturgeschichtlichen Ansatz für die Rolle der Technik in der Geschichte, wobei er jedoch die eigengesetzliche Entwick-

⁴³⁾ Vgl. das Vorwort zu: Sozialismus — Technik — Fachliteratur. Sammelband zu einigen Problemen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, der Technik und der technischen Fachliteratur in den Arbeiten von Marx, Engels und Lenin, hrsg. von S. W. Schuchardin und E. Walter, Leipzig 1974. Zur Geschichte der Technikgeschichtsforschung in der Sowjetunion vgl.: N. A. Figurovski, 40 Jahre Geschichte der Naturwissenschaft und der Technik in der UdSSR, in: ders., Sowjetische Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaft, Berlin (Ost) 1960, S. 1—17.

⁴⁴⁾ Der 1957 gegründete „Arbeitskreis Geschichte der Produktivkräfte“ veröffentlichte 1969 als erstes umfangreiches Werk: Die Produktivkräfte in der Geschichte, Bd. 1, hrsg. von Wolfgang Jonas, Valentine Linsbauer und Helga Marx, Berlin (Ost) 1969. Der 2. Bd. ist bislang noch nicht erschienen, obwohl er angeblich längst fertiggestellt ist. Vgl. auch Wolfgang Jonas im Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1960, I, S. 165 ff., und Rürup/Hausen, a. a. O., S. 23, Anm. 18 und S. 29, Anm. 6. — Als neueste Arbeit aus der DDR: B. Brentjes, S. Richter und R. Sonnemann, Geschichte der Technik, Köln 1978.

⁴⁵⁾ Rürup/Hausen, a. a. O., S. 15; Kwartalnik Historii Nauki i Techniki, Warschau 1956 ff.

⁴⁶⁾ Volker Rittner, Ein Versuch systematischer Aneignung von Geschichte: Die „Schule der Annales“, in: Ansichten einer künftigen Geschichtswissenschaft 1, hrsg. von Immanuel Geiss und Reiner Tamchina, München 1974, S. 153—172.

lung dieses Phänomens betont und den Verknüpfungen zur Wirtschaft und Gesellschaft nur eine sekundäre Rolle zuweist⁴⁷⁾.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß der Stand der nationalen und internationalen Technikgeschichtsforschung bereits weit fortgeschritten ist, daß bislang aber keine einheitliche (oder dominierende) Theorie über Gegenstand und Methodologie dieses Problem-bereichs entwickelt werden konnte. Stark verkürzt lassen sich vielleicht alle hier kurz skizzierten Standorte in die Aussage zusammenziehen, daß die Technikgeschichte Platz, Wirkungsgrad und Wirkungsart der Technik im Rahmen der Geschichte der menschlichen Gesellschaft bestimmen will.

2. Quellen und Problembereiche der Technikgeschichte

Die Quellenlage des Technikhistorikers entspricht dem spezifischen Gegenstandsbereich: Die schriftlichen Quellen technischen Inhalts, die überkommenen Werkzeuge und Maschinen und nicht zuletzt die technischen Kulturdenkmäler erfordern die Zusammenarbeit mit Technikern und Ingenieuren, weil die Quellenmethodik des Historikers hier nicht ausreicht. Die handschriftlichen Quellen, die in den deutschen Staats- und Werksarchiven aufbewahrt werden, sind erst zum geringen Teil bearbeitet bzw. bekannt⁴⁸⁾. Es handelt sich hier u. a. um Patentgesuche bis 1877, danach wurden diese Akten beim Reichs- bzw. Bundespatentamt in Berlin, seit 1950 in München archiviert. Die Werksarchive enthalten oft detaillierte schriftliche Überlieferungen über den Vorgang der Einführung einer technischen Neuerung.

Zu den gedruckten technikgeschichtlichen Quellen zählen u. a. Maschinenbücher des 18. Jahrhunderts⁴⁹⁾, technische Zeitschriften des

⁴⁷⁾ Maurice Daumas, Technikgeschichte: ihr Gegenstand, ihre Grenzen, ihre Methoden, in: Rürup/Hausen, a. a. O., S. 31—45, bes. S. 31 u. 41.

⁴⁸⁾ Alfred Heggen, Technikgeschichtliche Quellen im Zentralen Staatsarchiv Merseburg, in: Technikgeschichte 41, 1974, S. 245—248. Auf folgende Werksarchive sei ausdrücklich verwiesen: August Thyssen-Hütte Werksarchiv Duisburg, Werksarchiv des Bochumer Vereins, heute Fried. Krupp, Henkel-Werksarchiv, Siemens-Werksarchiv. Das Bergbau-Archiv beim Bergbaumuseum Bochum bewahrt zahlreiche Firmenakten.

⁴⁹⁾ Ulrich Troitzsch, Zum Stande der Forschung über Jacob Leupold (1674—1727), in: Technikgeschichte 42, 1975, S. 263—286. Eine Auswahl bei Erwin Rupp, Mechanismen des 18. Jahrhunderts, Heidelberg 1970.

19. Jahrhunderts⁵⁰⁾, technische Fachbücher und Lexika⁵¹⁾, daneben Monographien technischen Inhalts, aber auch Unternehmerbiographien⁵²⁾ und vieles mehr.

Aufschlüsse über die Arbeitsorganisation erhalten wir aus zeitgenössischen Bildern, Karten, Zeichnungen und Grubenrissen, deren Informationsgehalt allerdings anhand schriftlicher Quellen überprüft werden sollte, um Fehldeutungen zu vermeiden bzw. Ungenauigkeiten auszugleichen. Ein Beispiel dafür ist Adolf von Menzels Bild „Eisenwalzwerk“, welches mehr einen impressionistischen Ausschnitt aus der Arbeitswelt liefert als genaue Vorstellungen vom Ablauf der Arbeit selbst. Doch gerade, weil dieses Bild einen Eindruck schwerarbeitender Menschen vermittelt, ist es eine wertvolle Ergänzung zu rein sachlichen Quellen über das Eisenwalzen im 19. Jahrhundert.

In diese Richtung gehen auch die Sachquellen wie Maschinen und Modelle, die in den zahlreichen technischen Museen der Bundesrepublik und des Auslandes gesammelt worden sind. Genannt seien hier nur die beiden bekanntesten, das Deutsche Museum in München und das Bergbaumuseum in Bochum.

In den letzten Jahren hat noch eine neue Gattung von Sachquellen an Bedeutung gewonnen, nämlich die technischen Kulturdenkmäler. Es sind typische Gebäude, Produktionsanlagen und Verkehrsmittel bzw. auch Kommunikationssysteme zumeist aus dem 19. Jahrhundert, welche die Entwicklung industrieller Prozesse veranschaulichen. Mit ihrer wissenschaftlichen Auswertung befaßt sich die neu entstandene Industriearchäologie⁵³⁾. In einem noch zu schreibenden Handbuch der Technikgeschichte müßten alle diese Quellengattungen systematisch aufgelistet und für die zu-

künftige Technikgeschichtsforschung bereitgestellt werden⁵⁴⁾.

Antike⁵⁵⁾ und Mittelalter⁵⁶⁾ sind recht gut erforscht, und auch die Rolle von Naturwissenschaft und Technik im 16.—18. Jahrhundert ist schon Gegenstand umfangreicher Untersuchungen gewesen, wobei jedoch in beiden Bereichen noch zahlreiche offene Fragen bestehen.

Der Forschungsschwerpunkt liegt dagegen eindeutig in der Zeit der sogenannten Industriellen Revolution im 19. Jahrhundert. Das hat seinen Grund in der Tatsache, daß von diesem Zeitraum an die Technik ein wesentlicher, gesellschaftlich determinierender Faktor geworden ist, der alle Bereiche historischen Geschehens mitbeeinflußt. Diese Forschungspräferenz erscheint sinnvoll, weil die Technikgeschichte den Zustand der gegenwärtigen Welt miterklären kann: Sie zeigt die Gründe für technologische Entwicklungen auf, deren Verläufe und ihre positiven wie negativen Begleiterscheinungen.

Die folgenden thematischen Komplexe im 19. und 20. Jahrhundert gilt es noch näher zu erforschen, wobei angesichts der Vielfalt der Problembereiche und Gegenstände ein Über-

⁵⁴⁾ Ein Beispiel für eine unklare Darstellung technikgeschichtlicher Quellen ist Albrecht Timm, Einführung in die Technikgeschichte, Berlin/New York 1972, S. 10—29. Der Leser erhält hier viele Einzelinformationen ohne einen durchgehenden gedanklichen Zusammenhang. Unklar bleibt z. B., was Timm mit „linguistischen“ Quellen meint (S. 13), offensichtlich hat er den Begriff von E. Eckermann/H. Mohr, Einführung in das Studium der Geschichte, Berlin (Ost) 1966, aus dem Inhaltsverzeichnis übernommen.

⁵⁵⁾ H. Diels, Antike Technik, Leipzig 1924³; Spenglers Verdikt über Diels — „ein umfangreiches Nichts“ (Oswald Spengler, Der Untergang des Abendlandes, Bd. 2, München 1972, S. 1186), kann den sachlichen Gehalt des Werkes nicht schmälern. Vgl. ebenso: A. Rehm, Zur Rolle der Technik in der griechisch-römischen Antike, in: Archiv für Kulturgeschichte 28, 1938, S. 135 ff.; F. M. Feldhaus, Die Technik der Vorzeit, der geschichtlichen Zeit und der Naturvölker, München 1965²; R. I. Forbes, Studies in ancient technology, 11 Bde., Leiden 1955 ff.; L. Sprague de Camp, Ingenieure der Antike, Düsseldorf 1964; F. Kretzschmer, Bilddokumente römischer Technik, Düsseldorf 1964²; F. Kiechle, Sklavenarbeit und technischer Fortschritt im Römischen Reich, Wiesbaden 1969; Friedrich Freise, Geschichte der Bergbau- und Hüttentechnik, Bd. 1: Das Altertum, Berlin 1908.

⁵⁶⁾ Lynn White jr., Die mittelalterliche Technik und der Wandel der Gesellschaft, München 1968; C. von Klinckowstroem, Knauts Geschichte der Technik, München 1959; Albrecht Timm, Kleine Geschichte der Technologie, Stuttgart 1964.

⁵⁰⁾ Ulrich Troitzsch, Zur Entwicklung der (poly-) technischen Zeitschriften in Deutschland 1820 bis 1850, in: Wissenschaft, Wirtschaft und Technik. Wilhelm Treue zum 60. Geburtstag, München 1969.

⁵¹⁾ Eine gute Zusammenstellung bei Friedrich Klemm, Technik. Eine Geschichte ihrer Probleme, Freiburg/München 1954.

⁵²⁾ Vgl. die verschiedenen Jahrgänge der Zeitschrift „Tradition“ 1956 ff.

⁵³⁾ Akos Paulinyi, Industriearchäologie: Neue Aspekte der Wirtschafts- und Technikgeschichte, Dortmund 1975 (= Gesellschaft für Westfälische Wirtschaftsgeschichte 19); Rainer Slotta, Technische Denkmäler in der Bundesrepublik Deutschland, Bochum 1975; R. A. Buchanan (Ed.), The Theory and Practice of Industrial Archaeology, Bath 1968; K. Hudson, A Guide to the Industrial Archaeology of Europe, Bath 1971.

einkommen über die Frage notwendig erscheint, was vorrangig zu behandeln ist ⁵⁷⁾.

1. Die naturwissenschaftlichen Vorbedingungen für technische Erfindungen

Gemeinhin wird angenommen, daß alle technologischen Fortschritte im Bereich der Werkzeuge, Maschinen und Verfahren auf Erkenntnissen der Naturwissenschaft beruhen, daß Technik angewandte Naturwissenschaft sei, eine „Auswertung und Umsetzung wissenschaftlicher Erkenntnisse zur Befriedigung materieller Lebensbedürfnisse ⁵⁸⁾. Diese Anschauung hatte zur Folge, daß das Sozialprestige des Technikers eindeutig unter dem des Wissenschaftlers lag ⁵⁹⁾.

In den letzten Jahren nun haben mehrere Untersuchungen gezeigt, daß der technisch-industrielle Fortschritt sich häufig losgelöst vom naturwissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt vollzogen hat, daß aber die Vorstellung vom wissenschaftlich ungebildeten Praktiker, der nur durch Versuche zu technischen Neuerungen kommt, falsch ist. Technologische Kenntnisse wurden durch „wissenschaftliche Gesellschaften“ ⁶⁰⁾ und Zeitschriften verbreitet, und Techniker, Industrielle und Wissenschaftler standen häufig in einem regen Erfahrungsaustausch. Doch von einer bewußten Übernahme naturwissenschaftlicher Erkenntnisse im Bereich der Technologie kann bis etwa 1850 nur zum Teil die Rede sein; erst das breitere Aufkommen der Elektrotechnik und che-

mischen Industrie verknüpfte wissenschaftliche Grundlagenforschung und industrielle Anwendung in immer stärkerem Maße und führte schließlich zur Einrichtung von Forschungslaboratorien als wesentlichem Teil chemischer Industriebetriebe ⁶¹⁾. Neue Stoffe und Verfahren wurden nun systematisch gesucht und auf ihre wirtschaftliche Nutzenanwendung getestet.

In diesem Bereich von naturwissenschaftlichem Erkenntnisfortschritt und industrieller Nutzenanwendung bleiben noch zahlreiche Probleme zu lösen. Es fehlt bislang an einer umfassenden Geschichte der chemischen Industrie unter Einbeziehung der chemischen Grundlagenforschung ⁶²⁾, die ihrerseits wieder zahlreiche Impulse durch ökonomisch motivierte Forschung erhielt ⁶³⁾. Auch für die Bereiche Eisen und Stahl und Elektrotechnik ist die entsprechende Aufarbeitung noch nicht geleistet.

Zu den wissenschaftlichen Vorbedingungen des technologischen Fortschritts gehört untrennbar der Bereich des technischen Ausbildungswesens. Hier ist in einigen aufschlußreichen Studien schon viel Klarheit über dessen Rolle und Bedeutung geschaffen worden ⁶⁴⁾.

2. Die Einführung neuer Werkzeuge und Verfahren

Das in der neueren Technikgeschichtsschreibung vielgebrauchte Schlagwort „Innova-

⁵⁷⁾ George H. Daniels, Hauptfragen der amerikanischen Technikgeschichte, in: Rürup/Hausen, *Moderne Technikgeschichte*, Köln 1975, S. 46 ff., weist auf diese Aufgabe hin und bietet als Lösung den schon häufiger genannten Gedanken an, das auch die Technikgeschichte zum Verständnis des Wie und Warum des Funktionierens einer Gesellschaft beitragen soll.

⁵⁸⁾ Rürup/Hausen, a. a. O., S. 68.

⁵⁹⁾ Gert Hortleder, *Das Gesellschaftsbild des Ingenieurs. Zum Politischen Verhalten der Technischen Intelligenz in Deutschland*, Frankfurt 1970, S. 83 ff. u. a.

⁶⁰⁾ Peter Mathias, *Wer entfesselte Prometheus? Naturwissenschaft und technischer Wandel von 1600 bis 1800*, in: Rürup/Hausen, a. a. O., S. 73 ff.; Hans-Joachim Braun, *Technologische Beziehungen zwischen Deutschland und England von der Mitte des 17. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*, Düsseldorf 1974. Vgl. dazu die Rez. von H. J. Teuteberg, in: *Journal of the Royal Society* Dec. 1975, S. 38/34; W. Kroker, *Wege zur Verbreitung technologischer Kenntnisse zwischen England und Deutschland in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts*, Berlin 1971; C. S. Smith, *Technology and Science. Notes on their historical Interactions*, in: *Technology and Culture* 11, 1970, S. 493—549.

⁶¹⁾ John J. Beer, *Die Teerfarbenindustrie und die Anfänge des industriellen Forschungslaboratoriums*, in: Rürup/Hausen, a. a. O., S. 106 ff.

⁶²⁾ Für Deutschland fehlt bislang eine vergleichbare Studie, wie sie bereits für die USA vorliegt: W. Haynes, *American Chemical Industry*, 6 Bde, New York 1945—1954. Unzureichend ist die popularwissenschaftliche Darstellung von Ernst Bäuml, *Ein Jahrhundert Chemie*, Düsseldorf—Wien 1963. *Recht aufschlußreiche Quellen bilden die „Dokumente aus Höchster Archiven — Beiträge zur Geschichte der Chemie“*, hrsg. von H. W. Fleming (Farbwerke Hoechst AG). Zahlreiche Einzelstudien bei W. Treue, in: *Handbuch der deutschen Geschichte* 3, S. 484/85.

⁶³⁾ L. F. Haber, *The Chemical Industry during the Nineteenth Century. A Study of the Economic Aspect of Applied Chemistry in Europe and North America*, Oxford 1969².

⁶⁴⁾ H. Blankertz, *Bildung im Zeitalter der großen Industrie. Pädagogik, Schule und Berufsausbildung im 19. Jahrhundert*, Hannover 1969; A. Lipsmeier, *Technik und Schule. Die Ausformung ...*, Wiesbaden 1971; K. H. Manegold, *Universität, Hochschule und Industrie*, Berlin 1970; P. Lundgreen, *Bildung und Wirtschaftswachstum im Industrialisierungsprozeß des 19. Jahrhunderts*, Berlin 1973.

tion" ⁶⁵⁾ umfaßt ein ganzes Problembündel technischer und wirtschaftlicher Fragen. Der Begriff selbst wird in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen mit ganz unterschiedlichem Inhalt gefüllt ⁶⁶⁾; gemeinsame Kriterien sind die Neuheit einer Sache und deren allmähliche Durchsetzung. Technische Neuerungen bei Arbeitsgeräten, Maschinen, Produktionsverfahren, im Verkehrswesen usw. müssen u. a. auf folgende Aspekte hin untersucht werden:

a) Wie kommt es zu der betreffenden Innovation?

Zur Beantwortung dieser Frage gibt es vier wichtige unterschiedliche, im konkreten Fall aber durchaus zusammenhängende Theorien ⁶⁷⁾.

b) Welche Faktoren beeinflussen die Einführung einer technischen Neuerung, bzw. in welchen Phasen geht der Innovationsprozeß vor sich? ⁶⁸⁾

c) Daran schließt sich die Frage nach der raum-zeitlichen Ausbreitung einer Neuerung an, nach der sogenannten Innovationsdiffusion ⁶⁹⁾, nach den ökonomischen und technischen, evtl. auch politischen Faktoren, die diesen Prozeß beeinflussen.

⁶⁵⁾ Frank R. Pfetsch (Hrsg.), Innovationsforschung als multidisziplinäre Aufgabe, Göttingen 1975; darin S. 9—24: Zum Stand der Innovationsforschung.

⁶⁶⁾ Z. B. G. Wehle, Innovation — Modewort oder erziehungswissenschaftlicher Begriff, in: Weßermanns Pädagogische Beiträge 26, 1974, S. 123 ff.

⁶⁷⁾ H. G. Barnett, Innovation — The Basis of Cultural Change, New York/Toronto/London 1953.

Die Dissatisfaktionstheorie: Unerfüllte bzw. latente Bedürfnisse fordern Neuerungen heraus.

Die sog. Rebellentheorie: Die Kreativität eines einzelnen Unternehmers bzw. Erfinders schafft Innovationen und sucht sie auf dem Markt durchzusetzen, auch mit dem Mittel der Bedürfnisweckung.

Die Profiterwartungstheorie stützt sich auf die Dissatisfaktionstheorie: Marktlücken werden aufgrund von Profiterwartungen geschlossen („filling the gap“).

Krisentheorie: Ökonomisch instabile Situationen fördern Neuerungen. Diese Theorie ist sehr angreifbar, weil in wirtschaftlichen Krisensituationen die Investitionsneigung fehlt, Innovationen werden verschoben oder gar nicht erst ausgeführt.

⁶⁸⁾ G. Mensch, Das technologische Patt. Innovationen überwinden die Depression, Frankfurt/M. 1975. Vgl. die Rez. von K. G. Tempel, in: Das Parlament 1976, Nr. 5.

⁶⁹⁾ T. Hägerstrand, Innovation Diffusion as a Spatial Process, Chicago/London 1967.

d) An dieser Stelle kann dann die Bedeutsamkeit einer Innovation im Rahmen des jeweiligen sozio-ökonomischen bzw. technischen Systems bestimmt werden: Handelt es sich um eine Basis- oder Verbesserungsinnovation? Deren jeweiliger ökonomischer Stellenwert ist allerdings damit noch nicht festgelegt. So können Folgeinnovationen wirtschaftlich durchaus wichtiger sein als Basisinnovationen.

e) Welche Auswirkungen haben technische Neuerungen im Bereich der Arbeitsorganisation und der Betriebsstruktur? ⁷⁰⁾

f) Welche Wirkung geht von ihnen auf das wirtschaftliche Wachstum eines Industriesektors aus, bzw. wie hängen Innovationen und gesamtwirtschaftliches Wachstum zusammen? ⁷¹⁾

g) Welche sozialen Veränderungen resultieren aus einer neuen Situation im Bereich der Arbeitsorganisation und der wirtschaftlichen Verhältnisse? ⁷²⁾

h) Welche Beziehungen bestehen zwischen Technik und Politik? ⁷³⁾

Alle diese Fragen münden in einer einzigen: Welche Rolle und Bedeutung kommt dem Stand der Technik innerhalb eines bestimmten Zeitraums in einer Gesellschaft zu?

Die Zahl technikgeschichtlicher Untersuchungen, die nach dem vorstehenden Fragenkatalog angelegt sind, ist z. Z. noch klein ⁷⁴⁾.

⁷⁰⁾ G. Hardach, Technik und Industriearbeit. Zur Sozialgeschichte der französischen Hüttenarbeiter in der Industriellen Revolution, in: Rürup/Hausen, a. a. O., S. 249 ff.; J. Kocka, Von der Manufaktur zur Fabrik. Technik und Werkstattverhältnisse bei Siemens 1847—1873, in: dies., a. a. O., S. 267 ff.

⁷¹⁾ Vgl. das ausführliche Literaturverzeichnis bei Rürup/Hausen, a. a. O., S. 397—400.

⁷²⁾ O. Neuloh, Sozialer Wandel und Industrialisierung im 19. Jahrhundert. Versuch eines Ordnungsschemas, in: Rüegg/Neuloh, Zur soziologischen Theorie und Analyse des 19. Jahrhunderts, Göttingen 1971, S. 65—80; Literaturverzeichnis bei Rürup/Hausen, a. a. O., S. 400 f.

⁷³⁾ Z. B. K.-H. Ludwig, Techniker und Ingenieure im 3. Reich, Düsseldorf 1974.

⁷⁴⁾ Neuere Beispiele: U. Troitzsch, Untersuchungen zum Innovationsproblem in der Eisenbahnindustrie des Ruhrgebiets zwischen 1850 und 1870, Habil.-Schrift, Bochum 1972 (Ms.); daraus ders.: Die Einführung des Bessemer-Verfahrens in Preußen — ein Innovationsprozeß in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts, in: Pfetsch, a. a. O. (Anm. 65), S. 209 bis 240. W. Weber, Innovationen im frühindustriellen deutschen Bergbau und Hüttenwesen. Friedrich Anton von Heynitz, Göttingen 1976.

IV. Die Verbindung zwischen Technikgeschichte und Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Aus den bisherigen Erörterungen mag deutlich geworden sein, daß die Betrachtung der Technikgeschichte nur in ihrem jeweiligen ökonomischen und sozialen Kontext sinnvoll ist, daß Fragestellungen und Erkenntnisse der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zur Deutung technikhistorischer Entwicklungen herangezogen werden müssen und daß umgekehrt jene Fachdisziplinen nicht ohne den Beitrag der Technikgeschichte auskommen können.

Da die Wirtschaftswissenschaften sich seit etwa zwei Jahrzehnten bemühen, den technischen Fortschritt als Faktor für das Wirtschaftswachstum exakt zu bestimmen, und da auch die Soziologie den Problembereich Technik als wesentlich erkannt hat (sozialer Wandel, Industriesoziologie u. a.), wäre es nur folgerichtig, wenn auch die Wirtschafts- und Sozialgeschichte die Technik in ihre Fragestellungen einbezieht⁷⁵⁾. Doch ist unter den Wirtschaftshistorikern der Stellenwert technischer Erfindungen und Innovationen im Rahmen ökonomischer Entwicklungen noch umstritten⁷⁶⁾, weil die Gretchenfrage: Wo liegt der entscheidende Impulsgeber für sozio-ökonomische Entwicklungen? für das 19. Jahrhundert letztlich noch nicht beantwortet werden kann.

Einerseits scheint der Impuls für technische Erfindungen im 19. und 20. Jahrhundert zumeist im wirtschaftlichen Bereich zu liegen. Gewinnerwartung ist vielfach das Hauptmotiv für technologische Aktivitäten. So hat der amerikanische Wirtschaftshistoriker Jacob Schmookler⁷⁷⁾ anhand umfangreichen Datenmaterials feststellen können, daß die Zahl der

Patentanmeldungen steigt, wenn sich der entsprechende Industriesektor in einem Aufwärtstrend befindet: Steigender Waren-Output und eine steigende Gewinnquote ziehen eine steigende Zahl von Erfindungen bzw. Patenten nach sich, weil die technologische Aktivität durch die vorhandene Gewinnerwartung verstärkt wird. Eine weitere Expansion des Industriesektors wird vorausgesetzt.

Andererseits haben grundlegende Erfindungen bzw. Innovationen im Prozeß der quantitativen wie qualitativen Ausbildung eines Industriesektors häufig die Funktion einer Initialzündung⁷⁸⁾. Die wirtschaftliche Expansion ist dann das sekundäre Moment. Folgeerscheinung: Der Erfolg hängt dann von den Marktgegebenheiten ab. Begleitet wird sie fast immer von einer Reihe von Verbesserungs- oder Sekundärinnovationen, die die Arbeits- bzw. Kapitalproduktivität erhöhen sollen.

Als ein Beispiel für eine wichtige Innovation soll hier die 1856 erstmals in die industrielle Praxis erfolgreich eingeführte Bessemer-Birne zur Stahlherstellung genannt werden. Der steigende Stahlbedarf u. a. für den Eisenbahnbau (den „Schlagadern der Industrialisierung“) forcierte das Streben nach einer technischen Neuerung, die das qualitativ wie quantitativ veraltete Puddel-Verfahren ablösen sollte. Dennoch dauerte es eine Reihe von Jahren, bis sich diese Innovation auf breiter Basis durchgesetzt hatte. Die technikgeschichtliche Forschung hat hier nun die Aufgabe, diesen Problembereich von seiner technisch-(betriebs-) wirtschaftlichen Seite aufzuarbeiten und die Ergebnisse einzuordnen in die bereits bestehenden wirtschaftsgeschichtlichen Erkenntnisse über die „Industrielle Revolution“.

Der Aspekt der sozialen Folgen der Technik im 19. Jahrhundert ist schon Gegenstand unübersehbarer Untersuchungen gewesen⁷⁹⁾, deshalb sollen hier nur einige Stichworte genannt werden. Die Mechanisierung der Arbeitsplätze wirkt sich auf die Arbeitstätigkeit und Qualifikation der Arbeiter aus; sie ver-

⁷⁵⁾ Rürup/Hausen, a. a. O., S. 17.

⁷⁶⁾ Karl Hardach, *Wirtschaftsgeschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*, Göttingen 1976, vertritt in seinem Buch die These, daß wesentlich politische bzw. wirtschaftspolitische Entscheidungen das ökonomische Geschehen geprägt haben (S. 7): „Von der materialistischen Geschichtsauffassung trennt sie (die Wirtschaftsgeschichte) nicht nur die Abneigung gegen jede intellektuelle Monokultur, sondern vor allem die Überzeugung, daß nicht die Wirtschaft, sondern die Politik das Schicksal bestimmt. Der wirtschaftliche Apparat hat einen weitgehend instrumentalen Charakter und kann vielen Herren zu Diensten sein.“ — Hardach vergißt aber m. E., daß erst die Technik Grundlagen des Wirtschaftens bereitstellt und daß zudem sich die ökonomischen Interessen politischen Einfluß schaffen.

⁷⁷⁾ Jacob Schmookler, *Ökonomische Ursachen der Erfindungstätigkeit*, in: Rürup/Hausen, a. a. O., S. 136—157.

⁷⁸⁾ Ludwig Bress, *Das Verhältnis von Wirtschaft und Technik aus der Sicht der Wirtschaftswissenschaften*, in: *Technikgeschichte* 43, 1976, S. 149: Hier referiert Bress kurzgefaßt die Schumpetersche Konjunkturtheorie, welche die „langen Wellen“ (Kondratieff-Zyklen) als Technologieschübe begreift. Vgl. dazu auch Mensch, a. a. O. (Anm. 68).

⁷⁹⁾ H.-U. Wehler, *Bibliographie zur modernen deutschen Sozialgeschichte*, Göttingen 1976.

langt eine andere Arbeitsdisziplin als in handwerklichen Betrieben⁸⁰⁾.

Während im ländlichen Familienbetrieb oder im Handwerk des 18. Jahrhunderts noch eine gewisse persönliche Zeiteinteilung möglich war, diktierte mit dem Aufkommen der mechanisierten Fabrik die Maschine das Arbeitstempo. Regelmäßigkeit und steigende Intensität der Arbeitsanforderungen verlangten von den Fabrikarbeitern eine wesentlich höhere Arbeitsdisziplin. Die erhöhte und in der qualitativen Ausformung ungewohnte physische und auch psychische Belastung führte u. a. zu einem Ansteigen der Trunksucht unter der Industriearbeiterschaft. Jedoch ist der Alkoholismus, der sich im 19. Jahrhundert zu einem bedeutenden sozialen Problem auswächst, nicht nur darauf zurückzuführen, sondern auch auf die menschenunwürdigen Wohnverhältnisse und die allgemein elenden Lebensbedingungen.

Der Ausbau industrieller Produktionsstätten verändert die Sozialstruktur der Städte, ja legt eigentlich erst den Grundstein für die Entstehung und Ausbreitung moderner Großstädte: die Urbanisierung geht einher mit der Proletarisierung breiter städtischer Bevölkerungsschichten. Damit verbunden ist zur Zeit der „Industriellen Revolution“ eine breit ange-

legte Binnenwanderung bzw. Auswanderung. Am Beispiel der Zuwanderung von Tausenden von Arbeitern aus den östlichen Teilen des Deutschen Reiches in das Ruhrgebiet läßt sich erkennen, welche sozialen Probleme dieser Vorgang für die Betroffenen beinhaltete. Wert- und Normvorstellungen sowie Interaktionsformen und Lebensstil einer ländlich orientierten Schicht wurden hier mit der industriellen Lebensform konfrontiert, was zwangsläufig zu Konflikten bzw. Anpassungsschwierigkeiten führen mußte. Den Zuwanderern standen in ihrer neuen Umwelt drei Reaktionsalternativen zur Verfügung: 1. Beibehaltung des eigenen Wertesystems und Lebensstils mit der Gefahr von Konflikten, 2. langsame Anpassung, 3. schnelle bewußte Verinnerlichung der industriellen Lebensform. An diesem Beispiel mag andeutungsweise klar werden, wie die Veränderung der Umwelt durch die Arbeitsorganisation (industrielle Produktionstechnik und wirtschaftliche Organisation) die Lebensverhältnisse der Menschen beeinflusst.

Die daraus entspringende „Soziale Frage“ im 19. Jahrhundert verknüpft schließlich die Bereiche Technik, Wirtschaft und Sozialsystem mit dem Bereich Politik: Arbeiterbewegung und Sozialgesetzgebung mögen hier als Hinweise genügen.

V. Technikgeschichte im Geschichtsunterricht

Die Vertreter der westdeutschen Technikgeschichte haben sich bis 1975 noch nicht mit der Stellung ihres Faches im Geschichtsunterricht der Sekundarstufe I und II auseinandergesetzt, wohl aus der Erkenntnis heraus, daß eine erkenntnistheoretisch wie methodologisch noch unfertige Wissenschaftsdisziplin sich nicht auf den immer noch schwankenden Boden der Geschichtsdidaktik begeben soll.

Auch die Verfasser von Lehrbüchern für den Geschichtsunterricht behandeln die Rolle der Technik im historischen Prozeß recht stiefmütterlich⁸¹⁾, was aber durch die bislang unzureichenden fachwissenschaftlichen Ergeb-

nisse und die Bedeutungslosigkeit der Technikgeschichte als Universitätsfach erklärbar ist. Eine Ausnahme unter den Geschichtsbüchern bildet die für die Sekundarstufe I konzipierte „Reise in die Vergangenheit“ von Ebeling / Birkenfeld (Bd. 3, Westermann-Verlag, Braunschweig), wo zum einen der Technik im Prozeß der Industrialisierung eine entscheidende Rolle zugesprochen wird und zum anderen die methodisch-didaktische Konzeption aufgrund des Textes, der Quellen, Abbildungen und Arbeitsaufgaben vorbildlich genannt werden muß.

Von seiten der Geschichtsdidaktik her wird erst seit kurzem die Bedeutung der Technik im 19. Jahrhundert stärker akzentuiert⁸²⁾. Die didaktische Legitimation dieses Problemkreises ergibt sich aus folgender Überlegung des Bremer Technikhistorikers Ludwig: „Die Tech-

⁸⁰⁾ K. Marx, Das Kapital, Bd. 1, 13. Kap.: Maschinerie und große Industrie (MEW 23), Berlin (Ost) 1969.

⁸¹⁾ Alfred Heggen, Technikgeschichte und Geschichtsunterricht, in: GWU 26, 1975, S. 752 ff., und ders., Sozial-, Wirtschafts- und Technikgeschichte im Gemeinschaftskundeunterricht der reformierten Oberstufe — ein Kursmodell, in: Technikgeschichte 45, 1978, S. 321—335.

⁸²⁾ Horst Silbermann, Die Industrielle Revolution. Ein Unterrichtsmodell für die Sekundarstufe II, Würzburg 1976; Hans Pfahlmann, Die Industrielle Revolution. Soziale Probleme der Industriegesell-

nik hat seit dem 19. Jahrhundert das Leben der Gesellschaft unseres Kulturkreises entscheidend mitgestaltet. Die Fortschritte der Natur- und Ingenieurwissenschaften haben sich ebenso wie deren industrielle Auswertung und die allgemeine Technisierung der Umwelt im Geschichtsverlauf erkennbar ausgewirkt ... Gewonnene Erkenntnisse über die Rolle der Technik in der Geschichte verhelfen aber zu einem Verständnis der Gegenwart und der Aspekte zukünftiger Entwicklung.“⁸³⁾

Hierbei darf die Aufhellung des geschichtlich Gewordenen unserer heutigen technisierten Umwelt nicht als bloße Erfolgsgeschichte des technischen Fortschritts erscheinen, darf die Technik auch nicht als unveränderbarer Sachzwang dargestellt werden, sondern als von menschlicher Entscheidung abhängig. Gerade unter dem Eindruck der jüngsten technischen Entwicklungen muß die oft unkritisch gebrauchte Gleichsetzung von technischem und gesellschaftlichem Fortschritt in Frage gestellt werden, wobei andererseits natürlich eine pauschale Negation keineswegs gerechtfertigt wäre.

Ein oberstes Lernziel ließe sich etwa so formulieren: Die Schüler sollen erkennen, daß Technik und Wirtschaft immer stärker historische Prozesse und ihre eigene Gegenwart beeinflussen und daß sie Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit diesen Faktoren aufbringen und dazu die nötigen Kenntnisse erwerben müssen.

Gleichzeitig ist diese stärkere wirtschafts-, technik- und sozialhistorische Akzentuierung des 19. und 20. Jahrhunderts ein Beitrag zur Korrektur des bislang vermittelten eindimensionalen, weil nahezu ausschließlich an den politischen Ereignissen orientierten Geschichtsbildes bzw. -bewußtseins.

Einige Grobziele technikgeschichtlichen Unterrichts in Verbindung mit wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Aspekten seien hier angeführt:

1. Die Schüler sollen die industrielle Gesellschaft der Gegenwart in ihren wichtigen Erscheinungen kennenlernen, um eine eigene Standortbestimmung und kritische Auseinandersetzung zu ermöglichen.

schaft, Würzburg 1974; Heggen (Anm. 81); Helmut Christmann, Technikgeschichte in der Schule, Ravensburg 1976. Ein schon älteres, aber sehr brauchbares Quellenheft stellt dar: Karl-Heinz Ludwig, Der Aufstieg der Technik im 19. Jahrhundert, Stuttgart: Klett 4271 o. J.

⁸³⁾ Ludwig (Anm. 82), S. 1 u. 4.

2. Sie sollen dazu befähigt werden, indem sie neben der Gegenwartsanalyse auch die historische Dimension erfassen lernen, ohne die ein fundiertes Verständnis der Gegenwart nicht möglich ist.

3. Sie sollen die Bereitschaft entwickeln, sich mit dem Problem des technischen Fortschritts sachkundig und kritisch auseinanderzusetzen. Dazu ist es notwendig, anhand historischer Beispiele zu erfahren, daß technischer Fortschritt von Menschen mit bestimmten, zumeist wirtschaftlichen Motiven „gemacht“ wird. Ebenso lassen sich die sozialen Folgen positiver wie negativer Art von Technik am geschichtlichen Beispiel erklären.

4. Die Schüler sollen erkennen, daß die Lebens- und Arbeitsbedingungen einer industriellen Gesellschaft immer stärker von der Technik diktiert werden, daß ihr eigenes Dasein von ihr beeinflusst wird. Jedoch muß ihnen bewußt gemacht werden, daß die Technik nichts Unveränderbares, ein den Menschen beherrschender Sachzwang ist, sondern im Dienst der menschlichen Bedürfnisse steht und von ihm gelenkt wird.

5. Dem Schüler muß allerdings auch bewußt gemacht werden, daß die gesellschaftlich wünschbaren und möglichen Fortschritte der Technik oft unterbleiben, weil innerhalb des privatkapitalistischen Systems die Anwendung von Technik weitgehend von den Kapitalverwertungsbedingungen, d. h. den Profitmöglichkeiten gesteuert wird.

Es bleibt abschließend nur die Hoffnung auszusprechen, daß in der Geschichtswissenschaft und im Geschichtsunterricht der Rolle von Technik und Wirtschaft vornehmlich für das 19. und 20. Jahrhundert der Platz eingeräumt wird, der sachlich angemessen erscheint. Ein erster wichtiger Schritt in diese Richtung war 1977 der Schülerwettbewerb „Deutsche Geschichte — Sozialgeschichte des Alltags“ mit dem Thema: „Arbeitswelt und Technik im Wandel“, der, getragen von der Kurt-A.-Körber-Stiftung Hamburg, um den Preis des Bundespräsidenten ging. Hier heißt es zur Begründung der Wichtigkeit des Themas:

„Eine Betrachtung von Arbeitswelt und Technik in der Vergangenheit zeigt Unterschiede und Parallelen zu unserer heutigen Lebensweise. Indem man die Voraussetzungen, Bedingungen und Entwicklungen des Alltagslebens untersucht, wird das Verständnis für die Möglichkeiten und Grenzen des eigenen Verhaltens in der Gesellschaft gefördert.“

Lothar von Balluseck: Zum Exodus Jugendlicher

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 30/79, S. 3—21

Daß die Gesellschaft, die den massenweise Exodus Jugendlicher beklagt, ihrerseits ganze Bevölkerungsgruppen isoliert oder zwangsweise emanzipiert, wie es bei psychisch Kranken, den Alten und den Sterbenden der Fall ist, liegt dem allgemeinen Bewußtsein ebenso fern wie der Gedanke, daß zwischen beidem ein Zusammenhang bestehen könnte. Selbst- bzw. gesellschaftskritisches Nacherleben dürfte daher eine unerläßliche Voraussetzung für eine fruchtbare Auseinandersetzung mit dem Phänomen des sogenannten „Ausflippens“ sein. In diesem Zusammenhang sucht der Autor nach einem Generalnenner für die scheinbar verschieden motivierten Ausstiegstendenzen der Sektierer, Drogensüchtigen, Sympathisanten oder Suizidären. Er begreift sie nicht als Fremdkörper, sondern als der Gesellschaft zugehörig. Dabei zeigt er die Wechselbeziehung zwischen den neuen gesellschaftlichen Gegebenheiten und der Tendenz zum Aussteigen auf.

Der Rat- und Hilflosigkeit der Allgemeinheit gegenüber dieser Erscheinung versucht der Autor mit konkreten Vorschlägen zu begegnen: Er setzt sich für die Schaffung eines interdisziplinären Zentrums ein, das mit Hilfe von Psychologen, Soziologen, Mitarbeitern in der politischen Bildungs- und Jugendarbeit usw. neue Voraussetzungen für die Auseinandersetzung mit dem immer bedrohlicher werdenden Exodus der Jugend aus der Gesellschaft entwickeln soll. Für dringlich erforderlich hält es der Autor, daß völlig neue, empirisch-statistische Grundlagenforschungen hierzu betrieben werden.

Jürgen-K. Zabel: Jugend und Militär. Zur Sozialgeschichte militärischer Erziehungsinstitutionen in Deutschland

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 30/79, S. 23—40

Geschichte und Geschichtsdidaktik nehmen sich in steigendem Maße der Themen an, die bisher neben der „offiziellen“ Geschichtsschreibung nur am Rande Beachtung gefunden haben. Insbesondere die Geschichte der Familie, der Kindheit, der Schule oder der Technik sind historische Felder, die erst jetzt allmählich von der historischen Forschung entdeckt werden und vereinzelt Eingang in die Geschichtsbücher finden. Die Militärgeschichtsforschung hat diesen Sprung noch nicht getan. Sie galt und gilt immer noch als ein Reservat von Spezialisten, die den historischen Gegenstand Militär nur allzuoft in den inhaltlichen und methodologischen Rahmen der Politikgeschichte zwängen. Unter sozialgeschichtlichem Aspekt jedoch, unter der Fragestellung nach den sozialen Strukturen, Schichten und Prozessen, nach den gesellschaftlichen Konflikten und Kooperationen müssen die Gegenstände militärhistorischer Forschung erweitert werden.

So gehört sicherlich die Analyse von Sozialisationsprozessen in und um das Militär mit zu dieser Erweiterung. Militärhistorische Sozialisationsforschung leistet einen Beitrag zur Aufklärung über die Sozialisationsprozesse, die innerhalb und außerhalb der Armee insofern Bedeutung erlangt haben, als sie die Gesellschaft und den gesellschaftlichen Wandel beeinflussen. Die Frage nach den Hintergründen und Interessen dieser Beeinflussung kann historische Veränderungsprozesse unter neuen oder ergänzenden Gesichtspunkten erklären.

Die Auseinandersetzung mit historischen Sozialisationsformen und -agenturen im Bereich des Militärs, mit ihren weitreichenden gesellschaftlichen Wirkungen und ihrer historischen Kontinuität erscheint zudem als ein didaktisches Problem, das seine höchst aktuelle Dimension im Horizont historischer Friedenserziehung findet.

In der vorliegenden Arbeit wird versucht, die Institutionalisierung militärischer Jugenderziehung in Preußen und im späteren Kaiserreich zu skizzieren:

1. Militärwaisenhäuser und Garnisonschulen als industrielle Arbeitsstätten für Kinder und Jugendliche, die durch ihre Einbindung in den militärischen Produktionsapparat gleichzeitig ein leicht verfügbares Rekrutierungspotential für das Heer bildeten.
2. Unteroffiziersschulen und Kadettenanstalten als militärische Nachwuchsorganisationen des Kaiserreichs.

Schwerpunktmäßig werden dabei die Sozialisationspraktiken im preußischen Kadettenkorps behandelt, eine Institution, die bis 1918 bestanden hat und von nahezu alle höheren Offizieren des kaiserlichen Militärs durchlaufen wurde. Die Kenntnis der teilweise über Jahrhunderte tradierten Sozialisationsstechniken in den Kadettenanstalten vermag vielleicht ein Licht zu werfen auf Sozialcharakter und Bewußtseinsstrukturen der wilhelminischen Militäreliiten.

Alfred Heggen: Moderne Geschichtswissenschaft und Technik

Aus Politik und Zeitgeschichte B 30/79, S. 41—54

Die moderne Geschichtswissenschaft wird seit einigen Jahren von einer Anzahl Historikern in der Bundesrepublik Deutschland als „Historische Sozialwissenschaft“ verstanden, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Leben des Menschen und die Bedingungen seines Handelns vor dem Hintergrund der gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse zu erforschen. In diesem Rahmen bemüht sich die Technikgeschichte um eine Beschreibung und Analyse der sozialen Funktion und Bedingtheit der Technik insbesondere seit der Mitte des 18. Jahrhunderts: Sie ist damit als ein Teil der Sozialgeschichte mit dem besonderen Gegenstandsbereich der Technik definiert.

Dabei befaßt sich die Technikgeschichte nicht vornehmlich mit den technisch-wirtschaftlichen Entwicklungen an sich, sondern stellt die Frage nach dem „Warum“, nach den sozio-ökonomischen, politischen und organisatorischen Bedingungen und Motiven einer technischen Neuerung (Innovation) sowie nach ihrer Verbindung mit den naturwissenschaftlichen Grundlagen. Ziel der technikgeschichtlichen Forschung ist es, die Rolle der Technik vornehmlich für die Geschichte der Industrialisierung stärker herauszustellen und im wechselseitigen Kontakt mit der Wirtschafts- und Sozialgeschichte einen Beitrag zur gesamtgesellschaftlichen Analyse der geschichtlichen Wandlungen des 19. und 20. Jahrhunderts zu leisten.

Der weitere Ausbau technischer Museen und die Erhaltung technischer Kulturdenkmäler finden in der Öffentlichkeit zunehmend breitere Resonanz, und auch dem Geschichtsunterricht bieten sich Möglichkeiten, die historische Dimension unserer heutigen technisierten Umwelt darzustellen, um so dem Schüler ein angemessenes Gegenwartsbewußtsein zu vermitteln.